Der Landmann,

oder

Compendiöse Bibliothek

alles dessen

was einem deutschen Bauer oder Landwirth

zu wissen nütze und gut ist.

III. Heft.

Ladenpreis 6 ggl.

Eisenach und Halle,
bey Johann Jacob Gebauer.
1795.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Dem

HERRN

Rath Becker

zu Gotha

aus

innigster Hochschätzung seiner großen Verdienste um die Aufklärung des Landmanns

gewidmet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Von der Viehzucht.

C *). Von der Schweinezucht.

Erstes Capitel.

Von der Schweinezucht überhaupt.

1. Halte dich an Hörnervieh und nicht an Körnervieh, sagte Liese zu ihrer Tochter, die eben Martinen, einen reichen Bauerssohn, geheirathet hatte. Liese glaubte nemlich, wie mehrere Landwirthe, daß die Rindviehzucht oder das Hörnervieh weit einträglicher sey, als die Schweinezucht, die einen größern Aufwand an Körnern, als jene, erfordert.

 2. Sollte

*) Dieses bezieht sich auf S. 15. des II. Hefts.

2. Sollte es aber auch wol richtig seyn, sagte Martin in der Folge zu seiner Frau, daß die Schweinezucht weniger vortheilhaft sey, als die Rindviehzucht? Wer freylich in der Wartung der Schweine nachlässig ist, wie es deine Mutter gewohnt war; oder wer durch andere Zweige der Landwirthschaft gehindert wird, die Schweine auf das sorgfältigste zu pflegen, wie es oft in großen Haushaltungen geschiehet; oder wer mehr Schweine hält, als er Futter für sie hat, wie es oft bey geizigen Hausmüttern der Fall ist; oder wer das Unglück hat, eine unruhige und hartfüttrige Art von Schweinen zu besitzen, wie es einstens meiner verstorbenen Mutter begegnete, der wird freylich auf gar keinen oder doch nur geringen Vortheil bey der Schweinezucht rechnen können. Von allen diesen Fehlern kann aber auch das Gegentheil Statt finden.

3. Schweine, sie mögen nun jung oder alt seyn, müssen mit mehr Ordnung, Reinlichkeit und Sorgfalt als jede andere Art der Hausthiere gewartet werden. „Man darf nicht glauben, sagt ein aufmerksamer Beobachter der Landwirthschaft *), daß man junge und alte Schweine mit einem Gemengsel von allen Säuren und Süßigkeiten zusammengemischt ohne Schaden füttern könne; sie wollen bey aller scheinbaren Unreinlichkeit, die ihrer Natur eigen seyn soll, ihr Futter, wenn es auch nur Abgänge sind, eben so reinlich haben, als irgend eins unsrer Hausthiere.„

4. Man darf auch nicht mehr Schweine halten, als man Futter für sie hat **). Ihre Zahl muß mit der Menge der milchenden Kühe, dem Abgang aus der

*) D. G. Schroka System der Landwirthschaft. Breslau 1791. S. 23.

**) Ludwig Stielberg, der vollkommene Schweinehirt. Halle und Leipzig. 1790. S. 10. „Haltet nicht mehr Schweine, als ihr füttern könnt.„

der Küche, dem Ertrag des Obstgartens, der Bierbrauerey oder Brandweinbrennerey, der gebauten Länderey (Tresency) als Cartoffeln, Kraut, Kohl, Rüben ꝛc. und mit den Körnern, die man auf sie zu verwenden gedenkt, in genauem und richtigem Verhältniß stehen. Auf Triften, Hutungen, Waldmastungen ist nur selten sichere Rechnung zu machen. Wer Vortheil haben will, halte, wie überall bey der Viehzucht, lieber wenig Stück und gut gefüttert, als viele Stück und schlecht gefüttert.

5. Auf eine gute, ruhige und leichtfüttrige Art muß man bey der Schweinezucht vorzüglich sehen. Ihre Naturen und Raßen sind so verschieden, daß es gewiß ist, wenn bey gleicher Wartung und Pflege und unter andern ähnlichen Umständen bey der einen Art großer Vortheil herauskömmt, bey der andern Schaden zu befürchten ist.

6. Was die Schweinezucht vorzüglich empfiehlet, ist: a) daß bey ihr, sowohl in kleinern als auch in größern Haushaltungen, Aufwand und Gewinn weit näher an einander gränzen, als bey der Rindviehzucht, das ist: man kann bey den Schweinen weit geschwinder und sicherer wieder zu dem für sie ausgelegten Gelde und Aufwande kommen; b) daß ihr Speck, Schmeer, Fleisch und Würste in den meisten Haushaltungen unentbehrlich sind, c) und daß sie, wie einige glauben *), nicht so vielen Seuchen und Krankheiten unterworfen seyn sollen, als das Rind- und das Schafvieh.

7. Schon der berühmte alte römische General Varro, welcher mehrere Jahre vor Christi Geburt lebte, sagt in seinem Buche von der Landwirthschaft

*) Abhandlung, Höfe und Vorwerke anzulegen. Marburg 1793. von F. L. v. Cancrin. S. 170.

schaft *): „Wer bewirthschaftet wol bey uns ein Landgut ohne Schweine zu halten? und wer weiß nicht, daß unsere Väter zu sagen pflegten: der ist faul und verschwenderisch, der das Fleisch, welches er in der Fleischkammer aufhängt, vom Fleischer kauft und nicht von seinem eignen Gut bekömmt.„ Ein neuerer Schriftsteller sagt **): „Schweine sind die Thiere, die unter allen Hausthieren, wenn alles ordnungsmäßig in der Wirthschaft zugehet, am leichtesten zu unterhalten und zu erziehen sind; sie fressen die Abgänge aus der Küche, die man sonst zu nichts mehr brauchen kann, Kräuter, Wurzeln, Körner 2c.„ Noch ein anderer Schriftsteller ***) hatte bemerkt, daß die Schweine den Haushaltungen sehr großen Vortheil verschafften, und man aus ihnen mehr Geld lösen könne als aus anderm Vieh.

Zweytes Capitel.

Vom Schweinestall.

1. Wer viele Schweine halten will, thut besser, wenn er mehrere und kleinere Schweinställe, die man in diesem Falle Koben nennt, als wenn er nur einen einzigen größern anlegt. Zu einem Schweine ist der Koben hinlänglich groß, wenn er drey Ellen lang und breit und vier Ellen hoch ist †). Bestimmt man den Koben für eine Zuchtsau, oder für zwey Schweine, die bisweilen in Gesellschaft besser fressen, als wenn jedes

*) M. Varro Buch von der Landwirthschaft, übersetzt durch Gottfr. Große. Halle 1788. S. 225.

**) D. G. Schroka System der Landwirthschaft. S. 23.

***) v. Cancrin, s. oben.

†) Kern der gesammten Landwirthschaft 2c. Herausgegeben von E. G. S. Leipzig 1791. S. 23.

jedes allein ist, so kann man ihn etwas länger oder breiter machen. Ueberhaupt darf der Koben weder zu niedrig seyn, indem man noch in ihm muß stehen können, wenn man ihn feget, aber auch nicht zu hoch, damit er nicht zu kalt werde, weil die Schweine nicht viel Kälte vertragen können *). Er darf auch weder zu enge seyn, damit das groß gewordene Schwein nicht gekrümmt oder zusammengebogen darin liegen müsse, aber auch nicht zu lang und breit, damit das zu mästende Schwein desto mehr Veranlassung haben möge, ruhig in demselben zu liegen. Im Durchschnitt rechnet man für jedes große Schwein 12 Quadratfuß Raum **).

2. Der Stall oder die Koben werden gewöhnlich aus dicken Brettern oder Bohlen verfertigt, die durch Schwellen und Säulen befestiget werden. Wo das Holz und die Bohlen theuer, hingegen Steine und Mauerwerk wohlfeiler sind, da kann man Ställe, Koben und Tröge ganz von Steinen und Mauerwerk machen lassen, doch sind die mit Holz gebohlten Schweinställe für Zuchtsauen im Winter besser, als die, die mit Steinen gepflastert sind, weil jene wärmer sind, letztere aber sind besser für Mastsauen ***).

3. Die Schwellen oder die Grundsteine der Ställe und Koben müssen ohngefähr dreyviertel Ellen hoch gelegt werden, das ist: so, daß zwar die Jauche durch dieselbe unter den Boden abfließen, aber doch die Schweine ohne Gefahr in und aus denselben gehen können †).

4. In den Boden derselben, der am besten aus starken Bohlen besteht, müssen Löcher zum Ablauf des

 Urins

*) Catechetischer Unterricht zum Feldbau. Herausgegeben von C. A. B. Halle 1792. S. 291.
**) von Cancrin ꝛc. S. 168.
***) Kern der gesammten Landwirthschaft ꝛc. S. 23.
†) ebend.

Urins gebohret werden, die zwar zu diesem Zwecke groß genug, aber auch nicht so groß seyn dürfen, daß die Schweine mit ihren Füßen darin hängen bleiben. Bey jedesmaligem Ausmisten müssen diese Löcher gehörig geöffnet werden. Manche bedienen sich statt dieser Löcher, Ritzen zwischen den Bohlen, die aber leicht gefährlich werden können. Noch andere machen den Boden, ohne Löcher oder Ritzen in demselben zuzulassen, bloß etwas abhängig nach der vordern Thüre zu, damit die Jauche nach derselben abfließen könne. Dieses ist wol das Sicherste, und bey gepflastertem Boden vorzüglich zu beobachten.

5. Oben in der Decke der Schweinställe muß eine Oeffnung seyn, damit bey warmer Witterung der häufige und schädliche Dunst dadurch abgeleitet werden könne. Bey Mastschweinen, die am stärksten ausdünsten, ist diese Oeffnung am nöthigsten *). Ohne sie leiden die Ställe selbst, weil das Holz durch das Verhalten der Dünste in Fäulniß gebracht wird **). Bey kalter Witterung muß man diese Oeffnung verschließen können, damit die Kälte dadurch nicht zu stark auf die Schweine falle.

6. Es ist besser, wenn der Trog, aus welchem die Schweine gefüttert werden, an der Seite auf der hervorragenden Schwelle unter einer Fallthüre liegt, als wenn er in dem Schweinstalle selbst neben der Thüre befindlich ist ***). Man kann einen von außen angelegten Trog besser reinigen, auch mit mehrerer Bequemlichkeit zu demselben kommen. Wenn der Trog im Stalle ist, so pflegen ihn die Schweine oft selbst zu verunreinigen, und sich ihr Fressen zu verderben.

*) S. ebend. S. 24.

**) Kurzer und gründlicher Unterricht rc. für Landwirthe, von G. Gaschitz. Leipzig 1790. S. 155.

***) J. Riem monatl. practisch-ökonomische Encyclopädie. Leipzig 1789. Januar. S. 185.

ben. Bisweilen giebt es Schweinearten, die die hölzernen Tröge nach und nach ganz abfressen. Bey diesen muß man die hölzernen Tröge entweder oben am Rande mit Eisen beschlagen, oder statt der hölzernen steinerne Tröge einführen.

7. Unter dem Stalle muß eine entweder ausgemauerte und mit Leimen wohl verküttete, oder auch durch Bohlen gefütterte Grube seyn, in welche die Jauche oder der Urin abfließen, und aus welcher derselbe entweder nach Belieben wieder heraus geschöpft oder bequem durch eine Rinne wieder herausgeleitet werden kann.

8. Die Schweinställe müssen soviel möglich warm seyn *). Die Lage ihrer Vorderseite wird daher am besten gegen Mittag angebracht. Noch besser ist es, wenn die Koben unter einem Schoppen angebracht werden, der seine besondere hintere Wand und sein eignes Dach hat. Auf diese Weise stehet der ganze Koben im Trocknen, und ist theils im Winter gegen Kälte und rauhe Luft, theils im Sommer gegen allzustarke ebenfalls nachtheilige Sonnenhitze gesichert. Wenn man im Winter junge Ferkelchen hat, kann man den Koben in dieser Lage überall mit Stroh von außen einfassen, ohne daß dieses durch Regen oder Schnee verdirbt.

9. Wer eine starke Schweinszucht hat, kann derselben einen besondern eingeschloßnen Hof einräumen, auf dem theils größere für mehrere Schweine von gleichem Alter und Größe, theils kleinere nur für ein oder zwey Stück bestimmte Ställe gebauet werden. Doch ist es am besten, wenn allemal nur zwey und zwey Koben mit einander verbunden werden, damit man zu jedem, wenigstens auf der einen Seite, kommen könne, wo der Trog von außen unter einer Fallthüre angelegt wird. In einem solchen besondern

*) Catechetischer Unterricht zum Feldbau rc. S. 291.

sondern Hofe kann man die Schweine bisweilen besonders in den Mittagsstunden herauslaufen lassen, wobey man nicht zu befürchten hat, daß sie den Mist von andern Thieren, z. B. von Pferden, Mastochsen oder Schafen umwühlen oder fressen möchten, wie es oft zum Schaden des Düngers und der Schweine selbst auf allgemeinen Viehhöfen zu geschehen pflegt. Man kann sie auch in einem für sie besonders bestimmten Hofe manchmal auf dem Hofe unter freyem Himmel füttern, auch eine für sie in vieler Rücksicht sehr heilsame Schwemme darin anlegen lassen.

10. Wo die Schweinezucht nicht so stark ist, setzt man die Schweinekoben auf dem allgemeinen Viehhofe auch gerne so, daß der Mist aus denselben bequem auf den gemeinschaftlichen Misthaufen gebracht werden kann, indem dieser mit dem Dünger von Pferden und Rindvieh vermengt, theils selbst dadurch verbessert wird, theils auch jene Mistarten verbessert.

11. Bey Brauereyen und Brandeweinbrennereyen müssen die Schweineställe nahe dabey stehen, damit man das Spülicht und die Trebern nicht zu weit zu tragen habe *). Noch besser ist es, wenn bey Brandeweinbrennereyen das Futter aus dem Spülichsbottig durch Rinnen sogleich in die Ställe geleitet werden kann. Geschiehet dieses durch Eimer und Butten, so gehet oft dreyfache Zeit verlohren **).

Drittes Capitel.

Vom Stammschwein oder vom Eber.

1. Zu Stammschweinen, oder wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt, zu Ebern, muß man die

*) v. Cancrin S. 168.

**) G. Gaschitz kurzer und gründlicher Unterricht rc. S. 149.

die schönsten, gesundesten, und recht langseitigen Ferkel aussuchen, besonders muß man dabey auf eine gute Art sehen, welches überhaupt bey der Schweinezucht die Hauptsache ausmacht.

2. Zur guten Art gehöret, daß die Schweine nicht nur von gutem Wuchs, langen Seiten, langen Rüsseln, kurzen Beinen, großen abhängenden Ohren, sondern daß sie auch träge, ruhig, leichtfüttrig, weiß von Farbe, und im Begattungstrieb nicht allzuhitzig sind. Beym Eber kommt es unterdessen weniger als bey der Zuchtsau auf diese guten Eigenschaften an.

3. Schweine, die zur Zucht bestimmt sind, also auch die Eber, dürfen in ihrer Jugend in ihrem Wachsthum nicht gehindert worden seyn. Man nimmt sie daher am liebsten aus denjenigen Ferkeln, die im Frühjahr geworfen sind, weil diese wenigstens nicht durch strenge Winterkälte verbuttet oder in ihrem Wachsthum gestöret worden sind.

4. Der Eber muß zwey und ein halb Jahr alt seyn, ehe er zum Belegen der Sauen gelassen wird, wenn er seine Dienste gehörig verrichten soll *). Varro verlangt unterdessen nur ein Alter von acht Monaten von ihm, wenn er zum Bespringen der Sauen für tüchtig erkannt werden soll, und seine Tüchtigkeit daure alsdann bis ins dritte Jahr **). Im Hennebergischen, wo die Schweinezucht sehr gut und mit vielem Vortheil, doch mehr ins Kleine als ins Große, betrieben wird, läßt man ihn ebenfalls bereits im achten und neunten Monat zu den Zuchtsauen, und hält ihn in diesem Alter für tüchtiger, als wenn er bereits drey Jahre und drüber alt ist.

5. Er muß gut gewartet, und nicht bloß mit geringem Futter, sondern, wenn er bey Zuchtsauen gute

*) Der Sächsische Landwirth ꝛc. von C. B. M. G. Zweyter Band. Leipzig 1789. S. 263.

**) Varro Buch von der Landwirthschaft ꝛc. S. 227.

gute Dienste leisten soll, mit gutem Gespüle, auch mit einigem Schrot oder Körnern genähret werden. Acht bis zehn Sauen (im Hennebergischen wol zwanzig bis dreyßig,) kann ein gut gewarteter Eber bedienen. Bey schlechter Fütterung und bey zuviel zugegebenen Zuchtsauen trägt sichs öfters zu, daß die Sauen nicht trächtig von ihm werden *).

6. Die Eber pflegen zuweilen, besonders wenn sie alt werden, sehr böse zu seyn, und richten durch ihr Hauen Unglück an. Um dieses zu verhüten, muß man ihnen die langen und scharfen Zähne oder Hauer abbrechen lassen **).

7. Wenn der Eber ohngefähr vier Jahre zum Belegen gebraucht worden ist (im Hennebergischen nur zwey Jahre) so wird er verschnitten und gemästet. Bey höherm Alter wird er untüchtig; die von ihm belegten Sauen werden entweder nicht trächtig, oder bringen nur zwey oder drey, und überdieses noch schlechte und schwache Ferkel zur Welt; und er selbst läßt sich nicht mehr so vortheilhaft mästen. Das Verschneiden geschiehet, wenn es weder zu heiß noch zu kalt ist, also am besten im Herbste oder im Frühjahre. Die vom Verschneiden entstandene Wunde muß mit Brandewein (besser wol mit kaltem frischem Wasser) fleißig gewaschen werden, welches zur baldigen Heilung vieles beyträgt, die Entzündung verhütet ***), und dem Geschwulst, wie auch den durch die sogenannten Schmeißfliegen verursachten beschwerlichen Maden vorbeugt †).

8. Sobald der Eber verschnitten und die Wunde geheilet ist, wird er nach und nach besser gefüttert, und

*) S. Gaschitz kurzer und gründlicher Unterricht ꝛc. S. 149.

**) ebend. S. 151.

***) ebend. S. 150.

†) Sächsischer Landwirth. S. 274. u. 275.

und auf eben die Art wie andere Mastschweine behandelt. Je weniger er altes Fleisch hatte, desto besser wird das neu heranwachsende. Sein Fleisch bleibt unterdessen immer etwas unschmackhaft und zähe. Der Speck von ihm wird aber eben so gut, besonders wenn er noch nicht zu alt war, als bey andern Mastschweinen. Man kann sie auf das Gewichte von zweyhundert Pfunden und drüber bringen.

Viertes Capitel.

Von Zuchtsauen.

1. Bey der Wahl der jungen Ferkel, die man zu Zuchtsauen bestimmt, muß man noch sorgfältiger seyn, als bey denen, die man zu Ebern brauchen will, indem man bemerkt hat, daß sich die Zucht bey dieser Thierart mehr nach der Mutter als nach dem Vater richtet. Man wählt daher nur solche, die vorzüglich langmäulicht, gestreckt, von abhängenden Ohren, zwar gesund, aber doch mehr träge als munter sind. Auch nimmt man gerne diejenigen dazu, die von weißer Farbe sind, theils deswegen, weil die Haut von diesen, wenn sie geschlachtet werden, appetitlicher aussiehet, als von den schwarzen und grauen *), theils darum, weil man glaubt, daß Thiere von weißer und hellern Farben zwar zärtlicher und schwächer an Kräften, aber auch milder und leichtfüttriger in ihrer Art wären, als die von schwarzer und dunklern Farben.

2. Man muß sorgfältig darauf bedacht seyn, daß die zu Mutterschweinen bestimmte Ferkel oder Schweine weder durch Kälte noch durch schlechte Wartung, wo man sie bald zu viel bald zu wenig füttert, in ihrem Wachsthume gehindert werden. Manche hal-

*) Kern der gesammten Landwirthschaft. S. 287.

halten es daher auch für besser, daß man die Zuchtsauen aus Ferkeln wähle, die im Frühjahre geworfen sind, wo man in ihrer Jugend weniger von der Kälte zu befürchten hat, sie auch bequemer warten und füttern kann. Sind unterdessen die Ställe warm, und werden in ihrer Pflege keine Fehler gemacht, so kann man sie, wenn nur die Art gut ist, zu allen Zeiten zur Zucht auswählen *).

3. Eine zur Zucht bestimmte Muttersau muß ebenfalls zwey und ein halb Jahr alt seyn, ehe sie vom Eber besaamt werden darf, wenn man anders recht schöne Ferkel ziehen will. „Denn, sagt man **), wenn eine junge Sau eher zugelassen wird, ehe und bevor sie ausgewachsen hat, so wird nichts weiter aus derselben, sondern sie bleibt von der Größe und Stärke, wie sie beym ersten Ferkeln war, ja selbst die Jungen werden nicht so groß, als sie geworden wären, wenn die Mutter völlig ausgewachsen gewesen wäre.„ Varro sagt: man solle sie nur nicht früher begatten lassen, als bis sie jährig sind ***). Und so ist es im Hennebergischen auch, wo man sie ein Jahr alt werden läßt, ehe sie hauen dürfen. Beym ersten Wurf fallen zwar weniger Ferkel, die aber so vollkommen sind, als bey andern Sauen auch, und die junge Zuchtsau wächst unterdessen, wenn es nur nicht an der nöthigen Ordnung und Pflege fehlt, eben so gut fort, und vielleicht noch besser, als wenn sie ein höheres Alter erreicht hätte, ehe sie zugelassen wurde.

4. Die Frage über das frühere oder spätere Zulassen der zur Zucht bestimmten Sauen ist in der Haushaltung von Wichtigkeit. Ist es wahr, daß man zwey und ein halb Jahr damit warten müsse, so erfordern sie einen überaus großen Aufwand an Futter

*) Riem Encyclopädie. Jenner S. 187.
**) G. Gaschitz S. 151.
***) Varro S. 227.

Futter und an Wartung, wenn sie nicht durch Hunger oder durch Nachlässigkeit während dieser Zeit verputten sollen. Man pflegt zwar dergleichen Schweine im Sommer wenig zu achten, wo man sie der Weide, der Witterung, und der Aufsicht eines mehrentheils unwissenden und sorglosen Knabens überläßt. Im Winter unterdessen, wenn deren zwey oder gar drey vorher durchgelebt werden sollen, ehe man Nutzen erhält, kann man denn doch nicht ohne bessere Wartung und ohne einigen Aufwand an Körnern, da es doch Körnervieh ist und seyn soll, mit ihnen durchkommen. Man pflegt solche zwar auch im Winter nebst der ganzen zahlreichen Schweineheerde, die Eber etwa ausgenommen, in einen geräumigen und mit Steinen gepflasterten Schweinestall einzuschließen, und sie hier nur insoweit zu füttern, als man glaubt, daß sie wenigstens nicht an Hunger sterben würden. In den meisten weitläuftigen Haushaltungen, wo diese Behandlungsart eingeführt ist, ist man es auch schon gewohnt, zufrieden zu seyn, wenn man binnen diesen zwey oder drey Jahren, die man dem Wachsthume der Schweine widmet, nur die Hälfte oder wol gar nur den dritten Theil durchbringt. Sollte nicht auch in dieser schlechten Erziehung oder Behandlung der Grund von so vielen andern Klagen liegen, die man über die Fehler der Schweine zu hören und zu lesen gewohnt ist? Das Schwein, welches so viele Säfte in seinem Körper absetzt, und durch diese Eigenschaft dem Menschen so nützlich wird, fühlet, wenn es nicht an der gehörigen Wartung gefehlet hat, den Begattungstrieb schon im Alter von einem halben Jahre. Setzt man ihm zu seinem bessern Wachsthume noch ein halbes Jahr zu, also doppelte Zeit, ehe es denselben befriedigen darf, so sollte man in Rücksicht auf andere Thierarten meynen, daß dieses mehr als überflüssig genug sey. Man hat zwar geglaubt,

daß es für alle Thierarten schädlich sey, den Begattungstrieb eher zu befriedigen, als bis der Körper das von der Natur bestimmte äußerste Maaß an Größe erreicht habe, das ist, bis er völlig ausgewachsen sey. Sollten unterdessen die Schweine hiervon nicht eine Ausnahme machen dürfen? Eben wegen des verschwenderischen oder wenigstens sehr häufigen Absatzes ihrer Säfte, die sich in der Folge in Fett, in Speck und Schmeer verwandeln, sollte ein aufmerksamer Naturforscher auf den Gedanken geführet werden, daß hier eine frühere Begattung dem Wachsthume weniger als bey andern Thierarten nachtheilig seyn könne, welches die Erfahrung auch vollkommen bestätiget. Wollte man mit der Begattung der Schweine bis zu ihrem völligen Auswachsen warten, welches bis zum 4ten oft bis zum 5ten Jahre fortdauert, so würde man damit auf alle Fälle zu späte kommen. Da ferner bey allen andern Thierarten eine zu lang unterdrückte Befriedigung des Geschlechtstriebes für den Körper sowohl als für die Sitten sehr nachtheilige Folgen zu haben pflegt, so kann man vielleicht nicht mit Unrecht in diesem höher erreichten Alter der Schweine, ehe sie zugelassen wurden, den Grund der Klagen über die Bösartigkeit der Sauen und der Eber finden, die in denjenigen Gegenden, wo man der Natur ihren Lauf früher läßt, äußerst selten sind. Wer Zeit gewinnt, gewinnt alles, pflegt man im gemeinen Sprüchwort zu sagen. Mehrentheils braucht man es in dem Verstande, daß man eine längere Zeit dadurch versteht, binnen welcher man einen bevorstehenden Schaden noch abzuwenden glaubt. In den Haushaltungen kann man es überall auf die kürzere Zeit anwenden, die man zu Erreichung seines Zwecks nöthig hat. Wenn ich meine Schweine bereits im ersten Jahre mit eben dem Vortheil und mit weniger Aufwand und Gefahr eben so gut benutzen

kann,

kann, mit der sie mein Nachbar erst im dritten Jahre benutzt, so ist der Gewinn doch wol offenbar auf meiner Seite.

5. Verschiedene Landwirthe rathen an, daß man eine Muttersau jährlich nur einmal, etwa im October oder November, belegen lassen solle, wo alsdann die jungen Ferkel im März oder April, also zur besten Jahreszeit für ihre Wartung und Pflege, kommen würden. Andere haben gemeinet, daß man sie zweymal des Jahrs, nemlich im October und im März, befruchten lassen könne, und dann würden die Ferkel im ersten Fall im März, und im zweyten Fall im August fallen, also beidemal zu einer Zeit, wo sie gut und ohne Gefahr für der Kälte bequem gewartet werden könnten. Der Sächsische Landwirth im 2ten Band S. 265., dem es vermuthlich mehrere ökonomische Schriftsteller nachgeschrieben haben, empfiehlt diese Einrichtung. Er rechnet auf die Zeit des Trächtiggehens einer Sau achtzehn Wochen, und verlangt, daß die jungen Ferkel fünf bis sechs Wochen saugen sollen, nachher soll die Sau auch noch einige Wochen zur Erholung nöthig haben. Vorausgesetzt also, nach seinem Verlangen, daß die Sau eben erst im März geferkelt habe, so siehet man nicht ein, wie er diese 25 bis 26 Wochen zwischen die Monate März und August zu stellen wissen werde. Er scheinet sich zwar auf seine Rechnungs-Geschicklichkeit etwas zu gut zu thun, indem er verlangt, daß es ihm diejenigen Landwirthe, die in der Meinung gestanden hätten, als ob sie von ihren Sauen bisweilen dreymal das Jahr Ferkel bekommen hätten, nicht übel nehmen möchten, wenn er über ihr Vorgeben lachen müsse. Nach seiner Berechnung bringt er freylich eine Unmöglichkeit heraus, die aber doch nur auf den Fall passen würde, wenn jene Landwirthe behauptet hätten, daß sie zwey oder mehrere Jahre hinter einander alle Jahre

von Einer Sau dreymal Ferkel bekommen hätten. Daß man ein Jahr um das andere dreymal und zweymal von Einer Sau Ferkel bekommen könne, ist in vielen Haushaltungen bekannt *), wie die Folge lehren wird.

6. Hat man eine gute Art von Schweinen, das ist, eine solche, welche im Begattungstrieb nicht zu hitzig ist, so darf man die Zeit, wo derselbe am stärksten rege ist, nicht versäumen. Diese fällt mehrentheils in die ersten neun Tage, nachdem die jungen Ferkel entwöhnet sind. So bald ihnen die Milch vergeht oder vergangen ist, verursachet die dadurch vorgegangene Veränderung in ihnen einen Kitzel, der sie zur Begattung antreibt. Einige hauen bereits schon am dritten, andere am sechsten Tage, andere einige Tage früher oder später, wieder; und da in dieser Zeit kein überflüssiges Fett die Empfängniß hindert, so setzen sie auch jetzt die meisten und gesundesten Ferkel wieder an. Es kommt alles auf die übrige Behandlung der Zuchtschweine an, daß dieses schnellere Trächtigwerden weder ihnen noch ihren Ferkeln nachtheilig werde. Versäumet man bey einer ruhigen Art von Schweinen diese Zeit, so vergehen oft mehrere Monate, ehe sie wieder hauen **), ja wenn sie während dieser Zeit der Ruhe stark und fett werden, welches bey allen Thierarten, am meisten bey den Schweinen, der Empfängniß hinderlich ist, so werden sie entweder gar nicht wieder trächtig, oder setzen doch nur wenige und überdies noch schwächliche Ferkel an. Wer also seine Zuchtsau jedesmal binnen den ersten neun Tagen, nachdem die Ferkel entwöhnet sind, wieder

*) Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Berlin 1773. übersetzt von Martini. 2ter Band S. 67.

**) Sowohl die Begierde, den Begattungstrieb zu befriedigen, als auch die Befriedigung selbst, pflegt man das Hauen zu nennen.

der vom Eber belegen läßt, erhält nach 16 Wochen junge Ferkel, und wenn er diese vier Wochen saugen läßt, so kommen auf jeden Wurf mit Einbegriff der ersten Woche, wo ihr die Milch verging, 21 Wochen. Da nun das Jahr 52 Wochen hat, so sieht man leicht ein, daß eine Zuchtsau binnen zwey Jahren fünfmal, also ein Jahr um das andere dreymal und zweymal werfen kann, welches auch in vielen Gegenden, wo man eine vortheilhafte Schweinszucht treibt, mit der Erfahrung übereinstimmt.

7. Eine Zuchtsau pflegt sechzehn Wochen trächtig zu seyn, ehe sie ferkelt. Einige Schriftsteller wollen ihr zwar 17 bis 18 Wochen beylegen *), einige sogar zwanzig **). Bey keiner Art der Hausthiere pflegt unterdessen die Natur mehrere Genauigkeit und Richtigkeit hierin zu beobachten, als bey den Schweinen. Es ist ein seltener Fall, daß die Sauen einige Tage früher oder später, als diese sechzehn Wochen ausmachen, ferkeln. Wenn sie während der Tragezeit zu gut und zu nahrhaft gefüttert werden, so gehet es ihnen auch wie andern Thierarten im ähnlichen Fall. Sie werfen einige Tage früher, und die Ferkel sind um so viel schwächer.

*) Sächsischer **Landwirth**. 2. B. S. 265. G. Gaschitz, S. 151.

**) D. G. F. Seiler Allgemeines Lesebuch für den Bürger und Landmann. Zwote verbesserte Auflage. Erlangen 1790. S. 339. In einem benachbarten Dorfe, wo dieses Seilerische Lesebuch auf obrigkeitlichen Befehl bey dem nachmittäglichen Gottesdienste auf den Sonntagen den Bauern von dem Schulmeister vorgelesen wurde, beschwerten sich diese bey dem Pfarrer aus dem Grunde darüber, daß sie ja doch unmöglich dem Unterrichte eines Mannes in landwirthschaftlichen Sachen trauen könnten, der nicht einmal wisse, daß eine Sau nur 16 Wochen trage.

8. Eine Zuchtsau muß mit vieler Sorgfalt und Fürsichtigkeit gewartet werden. Sobald sie trächtig geworden ist, schickt man sie täglich, wenn es die Witterung erlaubt, an die Weide, wo es ihr nicht an mäßiger Bewegung, noch weniger am frischen Wasser fehlen darf. Im Stalle wird sie Morgens und Abends, vorausgesetzt, daß die Weide mager und zum Ernähren der Schweine nicht hinreichend ist, wie dieses wol an den meisten Orten der Fall seyn dürfte, mit Abgängen aus der Küche und Gärten, mit Wurzelwerk oder auch mit nicht sehr fettem Klee (Trifolium pratense) sparsam gefüttert. Besonders darf das reine frische Wasser zur Sommerszeit, vorzüglich wenn es etwa an der Weide daran fehlen sollte, nicht vergessen werden. Oefteres Schwemmen im Sommer, fleißiges Einstreuen in die Ställe und Reinigen der Tröge befördert ihr Gedeyen ungemein *). Im Winter erhalten sie etwas Wurzelwerk, geschrotene Kerten von Lein, Roggenkleye ꝛc., doch niemals Weizenkleye, weil diese allen Schweinen nachtheilig ist, auch kein Gerstenschrot, welches zu hart und dem Entstehen der Milch schädlich ist. Eine trächtige Sau darf auch weder gedrängt, geworfen, noch weniger auf den Rüssel geschlagen werden, welches den Schweinen überhaupt gefährlich ist, bey trächtigen Sauen aber oft zum Verwerfen, ja zum Tod Veranlassung giebt **). Brandweinsspülicht dürfen sie auch nicht erhalten, worauf sie ebenfalls zum Verwerfen geneigt werden ***). In der 14ten und 15ten Woche erhalten sie unter ihr übriges Fressen oder Saufen nunmehr etwas Haferschrot, weil man bis zum Ferkeln, doch nur in geringen Portionen, fortfähret. Wenn man

*) Grundriß der Forstwissenschaft für Vorlesungen. Gießen, bey Krieger dem jüngern. 1789. S. 128.
**) Stielbergs vollkommner Schweinehirt S. 6.
***) Ebendaselbst S. 8.

man etwas Oelkuchen in das Schrotsaufen thut, so wird ihnen in der Folge das Ferkeln sehr dadurch erleichtert. Den Tag des Ferkelns muß man genau merken, damit man sie nicht nur an diesem, sondern auch noch an einigen folgenden Tagen in einem besondern nicht gar zu engen, aber auch nicht allzuweitläuftigen Stalle zu Hause lasse. Man wirft der Zuchtsau dann von Zeit zu Zeit reines und trockenes Stroh in den Stall, zwar so viel, als zur Verfertigung ihres Nestes hinreichend ist, aber doch auch nicht soviel, daß sich die jungen Ferkel in demselben verliehren und Gefahr laufen sollten, von der Alten erdrückt zu werden. So bald sie zu ferkeln anfängt, nimmt man ihr die jungen Ferkelchen, so wie sie zum Vorschein kommen, nach und nach weg, indem einige bey ihren noch fortdauernden Geburtsschmerzen das Schreyen der bereits vorhandenen nicht gut vertragen können, sondern dieselben beißen, wol gar tödten, ja auch bisweilen fressen; es mag dieses nun aus übertriebener an Raserey grenzender Liebe *), oder aus Verdruß und Zorn geschehen. Sobald alle Ferkelchen zur Welt gebracht und getrocknet sind, deren Zahl bey guten Arten auf 8 bis 12 steiget, giebt man sie ihr wieder, wo sich nun ihr voriger Unwille gegen die Jungen in lauter Freude verwandelt hat **). Hat sie mehrere Ferkel bekommen, als sie Zitzen oder Spulen hat, so legt man die überflüssigen und kleinsten zurück. Man kann sie zwar auch theils besonders mit Kuhmilch, theils auch dadurch großziehen, daß man bey jedesmaligem Saugen der Ferkel eins nach dem andern, besonders die größern, wegnimmt. Es ist aber mit vieler Beschwerlichkeit verbunden, und belohnt selten die darauf gewendete Mühe. Der

*) Riems Encyklopädie. Monat April oder May. S. 112.

**) Ebendaselbst S. 111.

erste Trank, den man der Sau gleich nach dem Werfen in den Trog schüttet, besteht aus einem Gemische von Roggenkleye, etwas Haberschrot mit etwas Leinöl. Während der Säugezeit muß man sich sorgfältig hüten, daß man ihr keine gesäuerte, keine hitzige und keine starktreibende Nahrungsmittel vorschütte, also: kein Sauerkraut, kein sauer gewordenes Spülicht, keine Trebern, kein Gerstenschrot, kein Roggenschrot oder rohe Kuhmilch. Haferschrot mit laulichtem Wasser, etwas saurer Milch, besonders auch Roggenkleye, in der Folge auch gekochte Kartoffeln und Wurzelwerk, zwar warm, aber nicht heiß, sondern laulich, und zwar des Tages dreymal, ist das beste Futter für sie. Mit der Menge desselben muß man nur nach und nach steigen, damit sie sich nicht im Anfange überfressen; auch muß man immer sorgfältig Acht geben, wie viel sie vertragen können. Auf eine Sau, die ihre Ferkelchen vier Wochen säuget, kann man 5 Hennebergische Maaß oder 10 Eisenachische oder Gothaische Metzen, oder 5 Hannöverische Himten, oder $1\frac{1}{4}$ fränkische Simmer Hafer nebst 8 Maaß Roggenkleye rechnen. So schädlich das Gerstenschrot den milchenden Schweinen ist, so wollen doch einige Landwirthe nach dem Beyspiel des Varro eingequellte rohe Gerstenkörner, im Fall es am Hafer fehlen sollte, zum Futter empfehlen. Am Saufen darf es überhaupt nicht fehlen, damit immer Milch genug vorhanden sey. Fehlt es überhaupt an der Milch, so soll man ihr gerösteten Weizen geben, der die Milch vermehre *). Wenn die jungen Ferkel 14 Tage alt sind, so fängt man bereits an, die Mutter anfänglich einige Stunden, dann den halben Tag, und in der 4ten Woche wol den ganzen Tag von den Jungen zu entfernen. Die Nacht über bleiben sie aber allezeit bey der Mutter, und nehmen an ihrer Wärme An-

*) Varro S. 238.

Antheil. In dieser Zwischenzeit gewöhnt man die jungen Ferkel nach und nach zum Saufen eines Tranks aus Hafermehl mit etwas laulichtem Wasser und saurer Milch, und sorgt dafür, daß die Alte nicht zu sehr von Kräften komme. Diese Sorgfalt ist für die Ferkel sowohl als für die Zuchtsauen selbst von gleich großer Wichtigkeit. Läßt man sie beständig bey den Müttern, so saugen sie solche so ab, und entkräften sie so, daß die Zuchtsauen das Feuer bekommen, eine Krankheit, die größtentheils in der schlechten Verdauung der Nahrungsmittel bestehet, wodurch die noch nicht gehörig ausgearbeiteten Theile des Nahrungssaftes in die Milch treten, und sowohl der Mutter, als den Ferkeln, die diese ungesunde Milch saufen, gefährlich und nicht selten tödtlich wird. Bey den jungen Ferkeln äußert sich diese Krankheit mehrentheils durch einen Ausschlag, welches noch am besten ist, oder durch Läusesucht, nicht selten auch, oft einige Wochen nachher, durch einen Durchfall, an dem sie gemeiniglich sterben müssen. Gewöhnt man diese bereits in ihren ersten Wochen zum Fressen, so wird ihnen nachher das Entwöhnen von der Mutter nicht ungewohnt thun; sie behalten daher auch ihre ersten ursprünglichen Kräfte, und Schweine, die bey ihrem Absetzen von der Mutter nicht getrotzt haben und dadurch zurückgekommen sind, können in der Folge in kürzerer Zeit weit leichter als andere zum Wachsthum und zum Fett gebracht werden. Aus eben dieser Ursache ist es auch in den meisten Fällen mehr schädlich als nützlich, wenn man die jungen Ferkelchen länger als vier Wochen saugen läßt. Bereits einige Tage früher, als sie entwöhnt werden, bricht man den Sauen schon am Futter, wenigstens an Brühen und am Saufen ab, damit beym Entwöhnen der Zutritt der Milch nicht zu stark sey, wodurch oft böse Spulen, Entzündungen und andere gefährli-

che Krankheiten entstehen. Die Zuchtsau muß alsdann zwar noch gesund, nicht ganz entkräftet seyn, darf auch das Feuer weder gehabt haben, noch damit behaftet seyn, doch muß sie sehr mager seyn, wenn sie gut gesäugt haben, und ferner zur Zucht geschickt seyn soll.

9. Bisweilen giebt es bösartige Zuchtsauen, die ihre Ferkel gleich nach der Geburt entweder bloß tödten oder gar auffressen. Einige thun es oft noch einige Tage nachher. Wenn der Grund dieses Fehlers in der Art liegt, so muß eine solche bösartige Zuchtsau entweder verschnitten oder unverschnitten gemästet und abgeschafft werden. Liegt es an der fehlerhaften Pflege, so muß man, wenn man von der Güte der Art versichert ist, und es blos zum erstenmal geschiehet, in der Wartung, auf die Weise, wie es oben bemerkt worden ist, sorgfältiger seyn. Einige Zuchtsauen pflegen jedesmal nur eins, zwey oder drey Ferkelchen zur Welt zu bringen, welche meistentheils überdieses noch klein und schwächlich sind. Wenn der Grund dieses Fehlers nicht in der Art liegt, so rührt er mehrentheils von der Fettigkeit des Mutterschweins, das ist, von dem allzuguten Futter her, welches man ihr vor der Begattung oder auch während des Trächtigseyns gegeben hat. Den größten Vortheil macht man in beiden Fällen von diesen Sauen, wenn man sie je eher je lieber zur Mastung auflegt.

10. Wenn eine Zuchtsau fünf Jahre alt ist, und wol 8 bis 10mal geferkelt hat, so wirft sie nach und nach weniger Ferkel, und nun ist es Zeit sie abzuschaffen. Das Verschneiden ist oft, besonders wenn es zur kalten Winters-, oder zur heißen Sommerszeit geschiehet, gefährlich. Hat man eine gute, ruhige und träge Art, so ist das Verschneiden mehrentheils unnöthig. Doch nimmt auch bey diesen der Begattungs-

trieb wieder desto mehr zu, je fetter sie werden. Einige Landwirthe pflegen ihnen in diesem Fall etwas Asche in das Saufen einzurühren; andere hängen ihnen Quecksilber an, das sie in einen schicklichen Behälter gethan und eingenähet haben; noch andere bohren das Quecksilber in den Trog, aus dem sie gefüttert werden. Die beygemischte Asche von Buchenholz unter das Fressen mag wol unschädlich seyn; der Gebrauch des Quecksilbers aber ist allemal, als ein den Schweinen sehr schädliches Gift, gefährlich. Ist man zum voraus versichert, daß die Art unruhig sey, so muß man die zu mästende Zuchtsau verschneiden lassen. Ist die Art ruhig, so kann man sich darauf verlassen, daß sie nur in den letzten Monaten, wenn sie schon ziemlich an Speck und Schmeer zugenommen hat, den Begattungstrieb fühlen werde. Dieser zeigt sich gewöhnlich nur von 4 Wochen zu 4 Wochen, und dauert jedesmal einige Tage, wo sie nicht fressen, und oft gefährlich krank zu seyn scheinen. Ist er nicht zu stark, so wird das dadurch verlohrne Fett bald wieder ersetzt, und man muß sie nur jedesmal kurz vor der Zeit schlachten lassen, wo sie wieder unruhig zu werden pflegen. Nur niemals, wenn diese Zeit schon eingetreten ist, als wodurch Fleisch und Speck und Schmeer einen sehr widrigen Geschmack und mehrere übele Eigenschaften erhalten würde. Wenn sie bereits vieles Fett angesetzt haben, darf man sie nicht verschneiden lassen. Manche Landwirthe lassen ihre zu mästende Zuchtsauen noch in den letzten vier oder sechs Wochen belegen, wodurch sie völlig ruhig werden, und dem Ansetzen des Specks und des Schmeers, wenn das Trächtigseyn nur nicht über die Hälfte dauert, wenig schadet *).

11. Unter den Landwirthen fällt die Frage oft vor: ob und wieviel Vortheil bey Zuchtsauen zu erwarten

*) Riem Encyclopädie. Januar S. 187.

warten sey? Die richtige Beantwortung hängt von einer Menge von Umständen ab, die man nicht allezeit sämtlich voraussehen kann, noch weniger allemal in seiner Gewalt hat. Wer mit Vortheil eine oder mehrere Zuchtsauen halten will, muß a) nebst bequemer und im Winter warmen Stallung b) einen Vorrath von Stroh und c) das nöthige schickliche Futter haben. d) Er muß sich zum voraus versichern können, daß die jungen Ferkel, die er nicht selbst brauchen und ernähren kann, um nicht allzugeringe Preiße Abgang finden werden, das ist: es dürfen in der Gegend bereits nicht schon zu viele Zuchtsauen gehalten werden. e) Er muß eine besonders gute Art haben, deren Ferkel mehrentheils zuerst gesucht werden, und f) muß sich auf seine Mägde oder noch besser auf seine Hausfrau verlassen können, die die Wartung und die Pflege der Schweine nicht nur gut verstehet, sondern auch selbst gut besorgt. Wo diese Umstände zusammentreffen, kann man über den zu erwartenden Vortheil sicher folgende Rechnung machen. Jede Zuchtsau wirft jährlich wenigstens zweymal, und bringt auf jeden Wurf 10 Ferkelchen. Im Frühlingswurf kostet jedes, wenn es abgewöhnt wird, nach der Erfahrung seit mehrern Jahren im Durchschnitt einen Laubthaler, und im Herbstwurf halb so viel. Dieses beträgt also zusammen 15 Laubthaler oder $22\frac{1}{2}$ Rthlr. im 20 Guldenfuß, oder $27\frac{1}{2}$ Rthlr. im 24 Guldenfuß. Ziehet man im 20 Guldenfuß davon ab: 3 Rthlr. für 10 Maaß Hafer, 2 Rthlr. für 2 Malter Roggenkleye, noch 2 Rthlr. für Wurzelwerk, Milch rc. auch für Wartung und Pflege noch $1\frac{1}{2}$ Rthlr. — also zusammen $8\frac{1}{2}$ Rthlr.; so bleiben noch 14 Rthlr. übrig. Das Stroh darf man deswegen nicht rechnen, weil es dem Düngerhaufen zu gute kommt. In diesem Fall, der eben im Hennebergischen nicht selten ist, kann man sicher annehmen, daß eine solche Zuchtsau,

wo

wo nicht mehr, doch eben so viel als eine gute Kuh eintrage. Daß dieses der höchst mögliche Ansatz noch nicht sey, erhellet daraus, daß man theils den 5ten Wurf, der binnen zwey Jahren noch fällt, theils den Gewinn am Wachsthum der Zuchtsau selbst, die, wenn man sie drey bis vier Jahre zur Zucht benutzt hat, mager für 7 Laubthaler, gemästet aber für 14 Laubthaler verkauft zu werden pflegt, nicht in Anrechnung gebracht hat. Es giebt wirklich Beyspiele, wo man von einer einzigen Zuchtsau bloß für verkaufte Ferkelchen dreyßig Thaler im 24 Guldenfuß jährlich in Einnahme bringen konnte, ohne Abzug der Kosten; freylich in Jahren, wo der Preiß derselben das ganze Jahr durch ziemlich hoch war. Der Preiß richtet sich fast ganz allein nach der Menge der Zuchtsauen, die in der Gegend vorhanden sind. Es ist daher bey nachdenkenden Landwirthen eine Klugheitsregel, daß man, wenn die Preiße der Ferkelchen sehr hoch steigen, seine Zuchtsauen abschaffe oder ihre Zahl vermindere, weil bey diesen höhern Preißen sich jedermann befleißiget, Zuchtsauen zu halten; im Gegentheil, daß man sich bey wohlfeilen Preißen der Ferkel mehrere Zuchtsauen anschaffe, weil hier in der entgegenstehenden Regel die Zuchtsauen von weniger weitsehenden Landwirthen abgeschafft werden. In kleinern Haushaltungen pflegt überhaupt noch der Gewinn mit Zuchtsauen sicherer, als in weitläuftigern Wirthschaften zu seyn. Auch darf man nie vergessen, daß man diese Art von Vieh, wenn sie einträglich bleiben soll, nie über die Gebühr vervielfältige *). Daß nun aber auch da, wo das Gegentheil der oben bemerkten guten und glücklichen Umstände stattfindet, bey Zuchtsauen wenig oder nichts herauskomme, ist ebenfalls bekannt genug. Will man diesen Fall für Null und den guten Gewinn für 14 Rthlr. annehmen, so macht der

Durch-

*) Sächsischer Landwirth. 2 Band S. 263.

Durchschnitt 7 Rthlr. aus, die man allenfalls für den jährlichen Ertrag einer Zuchtsau im Allgemeinen annehmen kann. Im catechetischen Unterrichte vom Feldbau von C. A. B. S. 266. wird für jede Zuchtsau sechs Thaler an reinem Gewinn gerechnet.

Fünftes Capitel.

Von Ferkelchen.

1. Sobald die jungen Ferkelchen zur Welt kommen, werden sie in folgenden Fällen von der Mutter auf einige Stunden weggenommen: a) wenn die Sauen von einer bösen Art sind, die ihre Jungen zu fressen gewohnt ist; b) wenn die Alte viele Schmerzen bey der Geburt ausstehen muß, so daß allemal eine längere Zwischenzeit, etwa eine Viertelstunde, vergeht, ehe wieder eins zum Vorschein kommt, in welchem Fall dieselbe über das Schreyen oder über die Unruhe der bereits vorhandenen Ferkel unwillig und zornig wird; c) wenn die Jahreszeit zu kalt ist, wo man befürchten muß, die noch nassen Ferkelchen möchten leicht erfrieren; d) wenn der Stall zu groß ist, und man besorgen muß, die bereits vorhandenen möchten sich darin verlaufen; e) und wenn zuviel Stroh im Stalle befindlich ist, welches man nun nicht füglich wieder wegschaffen kann, in welchem sich die ersten Ferkelchen zu verkriechen und leicht von den Alten erdrückt zu werden pflegen. Wo diese Fälle nicht stattfinden, nimmt man sie nicht von der Mutter weg, besonders wenn diese darüber unruhig und böse werden.

2. Hat man die eben gebohrnen Ferkelchen von der Mutter weggenommen, so muß man sie zwar an keinem kalten, aber auch an keinem sehr heißen, sondern blos warmen Orte, am wenigsten bey einem

heißen Ofen aufbewahren, weil ihnen eine starke Hitze in den ersten Stunden ihres Lebens sehr gefährlich, mehrentheils tödtlich wird. Sobald sie alle da und abgetrocknet sind, giebt man sie der Mutter wieder, am besten zu der Zeit, wenn diese ihren ersten Trank bekömmt und frißt. Einige Landwirthe bestreuen oder besieben die noch nassen Ferkelchen mit Holzasche über den ganzen Leib, damit sich keine Läuse bey ihnen einnisteln mögen *).

3. Der Stall muß zwar täglich mit reinem, frischen, trocknen und hinreichenden Stroh bestreuet werden, es darf dessen aber nie zu viel seyn, damit nicht eins oder das andere Ferkelchen, oft ohne Schuld der Alten, erdrückt werde. Wenn sie sich sehr naß machen, streuet man des Tages lieber zweymal. Besonders muß man sich hüten, daß mit keinem Stroh gestreuet werde, welches bereits im Schaafstall von den Schaafen verunreiniget, oder von den Schaafdünsten durchzogen ist, wodurch den Schweinen, vorzüglich den jungen Ferkelchen, Krämpfe in den Gliedern verursachet werden. Varro sagt: So oft der Schweinehirt diese Ställe reiniget, muß er Sand oder sonst eine Materie hineinwerfen, welche die Feuchtigkeiten in sich ziehet **).

4. In den ersten Wochen läßt man den Ferkelchen und ihrer Mutter völlige Freyheit, in beiden beliebiger Zeit zu säugen. Jedes Ferkelchen pflegt hier seine eigene Spule für beständig zu haben. Wenn nun auch jede Spule ein besonderes Ferkelchen hat, so ist es desto besser. Nach Verlauf von 14 Tagen entfernt man, wie oben erinnert worden ist, die Ferkelchen bisweilen von der Mutter, und gewöhnt sie nach

*) L. Stielberg, der vollkommene Schweinehirt S. 8.
**) Varro Buch von der Landwirthschaft, übersetzt durch G. Große. Halle 1788. S. 233.

nach und nach ans Fressen. Dieses bestehet aus lauem Wasser mit saurer Milch, etwas Roggenkleye und Haferschrot. Frische oder gekochte Buttermilch *), rohe Milch, Roggenschrot, Gerstenschrot, überhaupt alle sehr hitzige und stark treibende Nahrungsmittel sind ihnen schädlich. Sie gewöhnen sich mehrentheils bald an das Fressen oder Saufen, besonders wenn man sie anfänglich etwas länger von der Mutter entfernt hält, als sie vorher an derselben zu saugen gewohnt waren. Man streuet ihnen auch bisweilen hartes Korn vor, damit sie sich daran die Schieferzähne abbeißen, die ihnen beym Fressen hinderlich sind **).

5. Anfänglich werden sie täglich dreymal, in der Folge nur zweymal und in den letzten Tagen nur einmal des Tages zur Mutter gelassen. Die Nacht über bleiben sie beständig bey der Mutter und nehmen Theil an ihrer Wärme.

6. Drey oder vier Tage vor dem Entwöhnen werden die männlichen Ferkel, die man Börke heißt, verschnitten, außer wenn man eines oder das andere, welches aber allemal das schönste seyn muß, zum Eber gehen lassen will. In dieser Jugend, wo sie noch von der Muttermilch Nahrung bekommen, scheinen sie fast gar keine Schmerzen von dem Verschneiden zu spüren. Späterhin wird ihre Art schon schlimmer, das Verschneiden selbst gefährlicher, und ist ihnen alsdenn in ihrem Wachsthum hinderlich. Das Verschneiden der weiblichen Ferkel, welches in dieser Jugend schon mehrere Schwierigkeiten hat, bleibt gewöhnlich bis zum Alter von drey bis vier Monaten ausgesetzt. Am besten geschiehet es dann im März und im October, wo Kälte und Hitze nicht zu stark und

*) L. Stielberg S. 8.
**) Stielberg ebendaselbst.

und man für Fliegenmaden, die sich bisweilen an der Wunde einnisteln, sicher ist *).

7. Wenn die Ferkelchen vier Wochen alt sind, so werden sie entwöhnet. Wenn sie bereits zu fressen und zu saufen gelernt haben, so ist ihnen diese Veränderung im Wachsthume nicht hinderlich. Beym Absetzen pflegen sie gewöhnlich zugleich und mehrentheils paarweise verkauft zu werden. Der Käufer hat besonders darauf zu sehen, daß beide von gleicher Größe und Kräften sind. Oft ist zwischen den Ferkeln von einem Wurf eine ziemliche Verschiedenheit in Ansehung der Größe, welche sich hauptsächlich darauf beziehet, ob sie zuerst oder zuletzt auf die Welt kamen. Die erstern sind gewöhnlich größer als die letzten. Manche glauben, daß diejenigen Ferkel die größten und stärksten würden, die jedesmal an den mittlern Spulen der Zuchtsau saugten. Man thut besser, wenn man zwey kleinere von einerley Größe, als wenn man ein großes und ein kleines zusammennimmt. Sie fressen in Gesellschaft besser, und wenn keines das andere zurück oder abtreiben kann, so wachsen beide gleich gut. Im entgegengesetzten Fall drückt das größere das kleinere zurück, und dieses verputtet. Der beste Rath ist in diesem Fall, daß man jedem seinen eignen Stall und eignen Trog gebe.

8. Bey jungen entwöhnten Ferkeln, man mag sie nun selbst entweder gezogen oder gekauft haben, muß man außerdem noch zuvörderst darauf sehen: a) Ob sie das Feuer, eine Krankheit, die oben beschrieben worden ist, nicht haben. Wenn sie davon frey seyn sollen, so müssen ihnen die Haare nicht empor stehen, sondern glatt aufliegen. Der Schwanz muß nicht herabhängend, sondern in die Höhe gewickelt seyn,

*) Stielberg S. 9.

seyn, und in den Beinen dürfen sie keinen Krampf haben. b) Ob sie keine Läuse haben, welche mehrentheils eine Folge davon sind, daß die Mutter durch schlechte Wartung oder durch zu lange gedauertes Säugen das Feuer bekommen hatte. c) Ob der Abgang ihres Mistes nicht flüssig sey? der Durchfall ist bey den meisten ein gewisses Zeichen, daß sie nicht lange dauern.

9. Die jungen Ferkel bekommen anfangs alle Tage fünfmal, nach einigen Wochen viermal, und endlich nach einigen Monaten, so wie alle andere größere Schweine, nur dreymal zu fressen, wobey man besonders darauf Achtung geben muß, daß die schwächern nicht von den stärkern zurückgedrängt werden, in welchem Fall eine baldige Absonderung unumgänglich nöthig ist.

10. In Ansehung der Fütterung ist bey jungen Ferkeln große Vorsichtigkeit nöthig, daß man sie weder zu viel noch zu wenig füttere, und ihnen weder zu schlechte noch zu gute Nahrung darreiche. Bekommen sie zu wenig und zu schlechte Nahrungsmittel, wobey sie Hunger leiden müssen, so werden sie schwach und verfallen in alle diejenigen Krankheiten, die sonst auch vom Feuer herkommen. Bekommen sie zu viel und zu nahrhaftes Futter, so überfressen sie sich leicht, oder ein allzufrüher Ansatz von Speck und Fett verstopft ihre Gefäße, worauf gemeiniglich in kurzer Zeit der Tod erfolgt. Die oben bemerkte hitzige und treibende oder auch stark mästende Nahrungsmittel müssen vermieden, dagegen vieles laues auch bisweilen frisches Wasser darf bey ihnen nicht vergessen werden. Am meisten ist die Zeit, wo man sie zu füttern pflegt, genau und pünctlich zu beobachten. Sie wissen und fühlen die Stunde, ja oft die Minute sehr richtig, in der sie ihr Futter bekommen müssen. Man

darf

darf sie nicht lange darauf warten und unruhig seyn lassen; man darf sie aber auch nicht durch allzuöfteres Darreichen ihrer Nahrung in ihrer Ruhe stören, die ihnen ebenfalls zu ihrem Wachsthum sehr heilsam ist.

Sechstes Capitel.

Vom Weidegehen der Schweine im Sommer.

1. An den meisten Orten pflegt man die Schweine vom Frühjahre an bis zum späten Herbste täglich an die Weide zu treiben. Diese Weiden und Triften dürfen nicht zu weit vom Dorfe oder vom Stalle entfernt seyn. Der Boden derselben muß feucht seyn. Varro sagt: Eine sumpfige Weide ist für diese Thiere am besten, denn sie finden im Wasser und sogar im Moraste Vergnügen *). Auf dem Boden, wo sie ihre Nahrung suchen sollen, muß unterdessen doch kurzes und süßes Gras wachsen, welches die Schweine am liebsten fressen. Auch müssen sie frisches Wasser in der Nähe haben. Das Aufwühlen des Bodens, wodurch sie ihre vorzüglichste Nahrung an Graswurzeln, Maden, Engerlingen, Schnecken und Würmern finden, muß auf demselben unschädlich seyn. An Orte, wo nur grobes und saures Gras wächset, darf man sie nicht hintreiben lassen, denn sie fressen nicht davon, sondern verderben es bloß, indem sie nur darin herumwühlen **). Auf den Getreidestoppeln finden sie im Nachsommer theils an kurzem Gras, theils an Körnern, besonders wenn vieles Getreide ausgefallen ist, theils durch das Aufwühlen des Bodens oft sehr gute Nahrung. Noch besser finden sie oft ihre Nahrung im späten Herbste auf den Feldern, wo Cartoffeln, Kraut, Dickrüben

*) Varro Buch von der Landwirthschaft. S. 226.
**) G. Gaschitz. S. 154.

oder Kohlrüben *), gelbe Carotten oder gelbe Rüben, Mangoldrüben und andere Ländereyarten waren gebauet worden.

2. Bey warmen Sommertagen muß der Hirte die Schweine früh austreiben, weil es noch kühle ist, und eben deswegen muß er auch des Abends nicht sehr bald eintreiben, denn diese Thiere fressen in der Sonnenhitze wenig oder gar nicht, sondern sie sehen sich vielmehr nach Wasser um, um sich darin abkühlen zu können; mithin muß der Hirt auch dahin angewiesen werden, daß er seine Schweineheerde täglich ein paarmal zum Wasser und bey großer Wärme an schattige, kühle und morastige Orte treibe, damit sich diese Thiere etwas abkühlen können. Bey Reifen und starkem Regenwetter hingegen dürfen die Schweine nicht ausgetrieben werden, sondern sie müssen zu solcher Zeit etwas Futter zu Hause bekommen. Im Herbste und Winter, wenn offener reiner Frost ist, und die Wintersaaten groß sind, kann man dieselben eben so, wie die Schaafe, ohne Schaden darauf treiben, nur zu einer solchen Zeit nicht, wenn kein Frost ist, und die Felder nicht gefroren sind **). Andere Landwirthe halten unterdessen, und vielleicht mit mehrerm Grunde, dieses Behüten der gefrornen Wintersaat mit Schweinen für schädlich, weil das Schwein an der Weide selten eher etwas frißt, als bis es vorher mit seinem Rüssel gewühlet hat, und wenn es nur einigermaaßen in den Boden kommen kann, so scheuet es keine Arbeit, denselben aufzuwühlen, um sein Lieblingsfutter an Körnern, Wurzeln, Würmern und dergleichen zu erlangen ***).

3. Was

*) Brassica Napo Brassica ist die Kohlrübe oder Dickrübe, nicht bloß Brassica Napus, wie im 2ten Hefte des Landmanns S. 6. gesagt wurde.

**) G. Gaschitz. S. 154.

***) Sächsischer Landwirth. Zweyter Band. S. 273. und 274.

3. Was nun das Hüten selbst anbetrifft, so wird solches von den mehresten Landwirthen just verkehrt angestellt, und für ganz geringe angesehen, weshalb sie also die Schweine an den mehresten Orten den einfältigsten Jungen, welche oftmals kaum zehn Jahre alt sind, anvertrauen, da sie doch zur Hütung einer Heerde Schweine einen Mann oder wenigstens tüchtigen Jungen annehmen sollten, weil eine solche Heerde weit mehr Aufsicht erfordert, als eine Heerde Schaafe oder Kühe. Letztere sind weit geduldiger, und können zur Noth eher von einem Jungen als die Schweine, welche oftmals ganz toll sind, und vielen Schaden anrichten können, gehütet werden. Kurz, zu einer ordentlichen Heerde Schweine gehöret kein Kind, sondern es muß ein ordentlicher Hirt dazu gehalten werden, der die Schweine mit der Peitsche in guter Zucht und Ordnung zu erhalten weiß *), damit nicht die paar Thaler Lohn, welche man einem ordentlichen Hirten mehr geben muß, und also durch einen Jungen zu ersparen sucht, theils durch den Schaden, welchen einige Schweine verursachen können, wenn sie dem Jungen durchgehen, theils auch wenn ein oder ein paar Schweine gar verlohren gehen, zehnfach auf das Spiel gesetzt werden **). Der Hirt muß sich dabey auch hüten, daß die jungen Schweine besonders keine Leinsaat oder jungen Flachs auf der Weide fressen, der ihnen oft den Tod verursacht ***).

4. Obschon die Schweine sehr gefräßige Thiere sind, die nur selten etwas verschmähen, sondern alles dasjenige fressen, was das andere Vieh nicht will, so müssen sie doch gehörig und sorgfältig gewartet wer-

 den.

*) Kern der gesammten Landwirthschaft. S. 292.
**) Sächsischer Landwirth. 2 Band. S. 270.
***) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oeconomie. 1 Band. Grätz 1788. S. 320.

den. Sie müssen daher also auch im Sommer, wenn sie gleich an die Weide gehen, noch im Stalle gefüttert werden, sowohl des Morgens frühe, ehe sie ausgetrieben werden, als auch des Abends, wenn sie eingetrieben sind. Nach den Umständen, unter welchen die Weide gut oder schlecht war, muß hier das Futter eingerichtet werden; auch nach der Absicht, die man mit den Schweinen vorhat, ob sie nemlich noch lange zum Gange gehen, oder bald gemästet werden sollen. Abgänge aus den Gemüse- und Obstgärten, Abgänge aus der Küche, Spülicht, Molken, Kleye rc. besonders im angehenden Frühjahre, zusammengelesenes schickliches Unkraut von den Aeckern, als: Ackerdistel, (serratula arvensis), verschiedene Ehrenpreißarten, (Veronica hederaefolia, agrestis, verna,) weiterhin in den Sommermonaten Brachdistel (Carduus nutans), Brachletten (Tussilago Farfara) sind für sie ein schickliches Futter. Besonders kann man zu diesem Zweck in den Monaten März und April, wo es noch so oft am Futter fehlet, die in feuchten Gegenden so häufig vorkommende und dem Wiesenwachs so schädliche Sumpfwiesendistel (Carduus palustris) nicht genug empfehlen. Wegen ihrer dicken und fetten Wurzel, wodurch sie den Wiesen schädlich wird, gereicht sie den Schweinen zu einem sehr vortheilhaften Futter. Sie wird mit einem Messer etwas tief ausgestochen, und dann eben so, wie alle vorher genannte Distelarten und Unkräuter gewaschen, in einem besondern Trog mit dem Stoßeisen zerstoßen, dann mit etwas Roggenkleye, frischem Wasser, oder noch besser mit etwas saurer Milch (geronnener Milch, Schlickermilch), angefeuchtet, gemengt und den Schweinen vorgeschüttet. In heißen Sommertagen muß auch hier das öftere Vorsetzen des frischen Wassers nie vergessen werden, wodurch den meisten Krankheiten der Schweine vorgebeuget wird.

5. Bis-

5. Bisweilen, etwa alle 5 bis 6 Jahre *), giebt es in den nahe liegenden oder angrenzenden Waldungen Eicheln und Buchecker, welche die Eigenthümer der Forsten mehrentheils dadurch am besten zu benutzen glauben, daß sie Schweineheerden in dieselbe eintreiben lassen. Die Schweine finden hier nicht nur an den Eicheln oder Bucheckern eine gute und fette Nahrung, sondern eine eben so gute und beynahe noch bessere durch das damit verbundene Umwühlen des Bodens, wo sie gesunde und nahrhafte Wurzeln, Maden, Käfer, Würmer rc. antreffen und fressen. Es giebt Forstmänner, die die Schweine deswegen nicht gerne in ihren Waldungen sehen, weil sie glauben, daß mancher junge Aufwuchs an Bäumen und Sträuchern durch dieses Umwühlen zerstöret werde. Andere halten, vielleicht mit mehrerem Rechte, dafür, daß dieses Aufwühlen dem Wachsthum der Hölzer zuträglich sey, weil dadurch der oft sehr feste Boden aufgelockert, und manche Eichel oder Buchecker besser und tiefer in die Erde gebracht werde, als es sonst geschehen seyn würde, wodurch dann aus solchen tiefer liegenden Eicheln und Bucheckern bessere und dauerhaftere Bäume zu erwarten wären, als wenn der Saame blos auf der Oberfläche der Erde gekeimt hätte. Einer unserer berühmtesten Forstmänner drückt sich darüber so aus: „Schweine pflegt man selten in die Waldungen zu treiben, wenn keine Eichel- oder Büchelmast gerathen ist. Sie thun dem Holze nicht leicht einen Schaden durch das Verbeißen, desto mehr aber durch das Umwühlen des Bodens. Wo daher zarte Samenloden befindlich sind, soll man die Schweine weglassen. Stammloden schaden sie nichts. Je hungriger sie sind, desto weniger wühlen sie nach Erdmast; wenn sie aber satt sind, desto mehr.

*) D. J. J. Trunks Forstlehrbuch rc. Frankfurth 1789. S. 324.

Ist der Boden hart, trocken oder gefroren, so hat man vom Wühlen auch nicht so viel zu besorgen, als wenn derselbe weich ist. Daher giebt man den Mastschweinen ohne weitere Vorsicht entweder lauter Oberholz ein, oder solches Unterholz, welchem die Schweine durchs Umwühlen nicht mehr schaden können. Nie läßt man sie aber in junge Schläge, wo theils der Saame liegen bleiben muß, theils das Umwühlen schädlich wäre. Doch braucht man sie auch zum Umwühlen der Anger und leeren Plätze in Wäldern, auf welche Eicheln und Buchecker fallen. Hieher werden die Mastschweine, wenn sie bereits satt sind, also Nachmittags, getrieben, damit sie die Eicheln und Eckern bloß einwühlen, ohne sie zu fressen *).„

6. Zur Eichel- oder Eckernmast muß man übrigens nur solche Schweine bestimmen, die höchstens binnen einem Vierteljahre geschlachtet werden sollen, indem die Eicheln zwar Fett ansetzen, aber auch der Gesundheit der Schweine nachtheilig sind, indem sie den Magen zusammenziehen, die Eingeweide verderben, und die Gedärme anfressen und schwarz machen. Aus dem Grunde darf vorzüglich bey der Eichelmast vieles und frisches Wasser nie vergessen werden. Man thut auch sehr wohl, daß man die Schweine unmittelbar auf genossene Eichelmast, wenn diese auch noch so gut gewesen ist, und die Schweine auch noch so fett dabey geworden sind, nicht gleich schlachtet, sondern sie wenigstens noch 4 bis 6 Wochen mit Gerstenschrot füttert, wodurch der Speck seine durch Eichelmast verursachte Schmierigkeit und gelbe Farbe verliehret. Obgleich Eicheln- und Bucheckermast zur bequemen Schweinezucht vieles beytragen, so kann man doch nicht alle Jahre, noch weniger an allen Orten darauf rechnen.

Sie-

*) Ebend. S. 222. und S. 185.

Siebentes Capitel.

Von der Stallfütterung der Schweine.

1. In einigen Gegenden glaubt man, es könne bey der Schweinszucht unmöglich Vortheil zu erwarten seyn, wenn man nicht Gelegenheit habe, seine Schweine auf gute und bequeme Weiden und Triften zu schicken. An andern Gegenden, wo es doch an diesen zur Hut bequemen Plätzen auch nicht fehlet, zieht man hingegen die beständige Stallfütterung nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer, dem Weidegang vor. Wir können es den Landwirthen in beiden Gegenden zutrauen, daß jeder zu seinem verschiedenen Verfahren seinen guten Grund haben werde.

2. Oft treibt man seine Schweine deswegen lieber an die Weide, als daß man sie im Stall oder auf dem Hofe lassen sollte: a) weil man es nicht gerne siehet, daß sie zu frühzeitig, ehe sie noch eine gewisse Größe erreicht haben, Fett ansetzen, welches Verfahren bey Stammschweinen (Ebern) und Zuchtsauen, so zu sagen, nothwendig ist. Die Ruhe im Stall pflegt dem Ansatz des Fettes am meisten beförderlich zu seyn, durch das Herumlaufen und Treiben an der Weide hingegen wird er verhindert. b) Weil man glaubt, man habe nicht Futter genug für sie auf dem Stalle, sondern sie müßten ihre Nahrung an der Weide suchen. c) Weil man in vielen Haushaltungen nicht Zeit und Muße genug hat, den ganzen Tag über die Schweine zu warten, welcher Fall oft des Sommers in der Erndtezeit eintritt, wo nicht selten die ganze Familie des Landmanns auf dem Felde arbeitet. d) Weil man es nicht gerne siehet, daß die Schweine, die dann doch bisweilen aus dem Stall gelassen werden müssen, den allgemeinen Viehhof durchwühlen, wo sie besonders den Misthaufen zerstören, auch wol den Pferd- und Rindviehmist zu

fressen pflegen. e) Weil der Schweinehirt, der doch nun einmal besoldet, und von jedem einzelnen Nachbar der Gemeinde mitbesoldet werden muß, seinen Lohn nicht umsonst erhalten darf.

3. Eben so oft behält man deswegen seine Schweine lieber beständig auf dem Hofe und im Stall: a) weil sie bey der Ruhe, die sie hier genießen, auch bey der Hälfte des Aufwandes am Futter weit geschwinder und sicherer am Wachsthum und an Fett zunehmen, als es auf der Weide nicht geschehen kann; b) weil sie hier weit weniger den ihnen gewöhnlichen Krankheiten ausgesetzt sind, wozu sie den Grund mehrentheils auf der Weide legen; c) weil die Schweine-Weiden und Triften an den wenigsten Orten ergiebig genug sind, daß dadurch die Mühe des Aus- und Eintreibens belohnet werde; d) weil die Schweine, wenn sie nicht mehr an die Weide getrieben werden, nun auch die Aecker und Triften nicht mehr durch das Umwühlen verderben *); e) weil man auf dem Stall mehr Mist von ihnen machen und erhalten kann.

4. Wer seine Schweine beständig auf dem Stall füttert, darf deren nicht mehr als eins oder zwey in einem Koben haben. Der Koben muß täglich zweymal ausgemistet, auch jedesmal mit etwas frischem und trocknem, am besten Roggenstroh, bestreuet werden, überhaupt muß dafür gesorgt werden, daß sie immer trocken liegen.

5. Man darf sie anfänglich weder mit zu vielem, noch mit zu nahrhaftem Futter versehen, damit das Wachsthum zwar nie stocke, aber auch nie zu sehr getrieben werde, wodurch es diejenigen Hausmütter, die es gar zu gut machen wollen, oft versehen und ihre Schweine zu Grunde richten. Was man mit ihnen

*) J. F. Mayer Kupferzell durch die Landwirthschaft im besten Wohlstande. Leipzig 1793. S. 82.

ihnen füttern müsse, ist zum Theil schon oben bey den Ferkeln erinnert worden. Hier merke man sich nur noch folgendes. Zusammengelesenes kurzes Gras, ausgejätetes Unkraut aus Gärten und von Aeckern, Abgang von Gemüsen aus der Küche, Disteln, Brachletten, besonders der noch junge spanische Klee *), auch die Blätter von allerhand Kohlarten und Kohlrüben, theils ganz, theils und besser jedesmal gestoßen, und mit Roggenkleye, Spülicht, Biertrebern, saurer Milch, etwas Molken, auch zerstoßenen Kartoffeln und Rüben gemengt ꝛc. sind im Frühjahr und im Sommer das gewöhnliche Futter. Die Molke muß mäßig gegeben oder lieber mit Wasser vermischt werden, wo sie eine Arzeney ist, häufig und unvermischt hingegen ist sie Gift **). Im Herbste erhalten sie außer obigem noch den Abgang aus dem Obstgarten, die Abschnittlinge vom eingebrachten Zugemüse aus dem Küchengarten, das Aftrig oder das Hinterkorn aus den Dreschtennen der Scheuer. Letzteres giebt man ihnen lieber geschrotet, oder bis zum Aufspringen gequellt, als roh, damit kein Unkrautssaame dadurch in den Mist komme ***). Unter ihr Fressen bekommen sie zwar etwas Salz, aber auch nicht zuviel, damit die Gedärme dadurch nicht mürbe gemacht werden †). Sie müssen dabey theils nicht zu viel Flüssigkeiten, wodurch sie mehrentheils naß liegen und verputten, theils nicht zu wenig Wasser bekommen, weil ihnen der Mangel desselben besonders in heißen Sommertagen verschiedene gefährliche Krankheiten zuziehen kann. Erst dann, wenn man sie

*) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oeconomie, 2ter Jahrgang. 2ter Band. Grätz 1789. S. 225.

**) Schroka S. 23.

***) Kern der gesammten Landwirthschaft ꝛc. S. 291.

†) Grundriß der Forstwissenschaft ꝛc. S. 129.

sie fett zu machen gedenkt, bekommen sie ihr Futter warm oder gekocht, wobey man sich sorgfältig hüten muß, daß es nicht mehr heiß sey *), wenn sie es ohne Todesgefahr fressen sollen. Man muß auch darauf sehen, daß sie immer eine reine Haut behalten, und sie daher oft in die Schwemme gehen lassen, oft waschen oder mit Wasser begießen lassen **). Einige Landwirthinnen halten besondere Kämme, womit sie ihre Schweine wöchentlich einmal, wenn sie gebadet und gewaschen worden sind, kämmen lassen. Reinlichkeit befördert bey ihnen das Wachsthum eben so sehr, als das Futter.

Achtes Capitel.

Vom Mästen der Schweine.

1. Der Hauptendzweck der Schweinezucht bestehet in dem von ihnen zu erhaltenden Speck und Schmeer. Diese Thierart scheint besonders dazu geschickt zu seyn, unsere Haushaltungen mit den nöthigen Fettigkeiten zu versehen. Sie sind gleichsam nur gewisse Behälter, worin ein großer Theil des in unserer Wirthschaft nöthigen Fettes gesammlet wird. Varro sagt: „der Sage nach hat uns die Natur die Schweine zum Verschmausen, und ihnen die Seele nur statt eines Salzes zur Erhaltung des Fleisches (des Specks und des Schmeers) gegeben ***).„ Auf die Seele, das ist, auf Thätigkeit, Stärke, Munterkeit, kommt es also gar nicht, sondern auf die beste, vortheilhafteste und sicherste Weise an, das nöthige Fett ihnen theils beyzubringen, theils durch sie für uns abzugewinnen, welches das Mästen genennet wird.

2. Ob

*) Riem Encyklopädie. Januar. S. 181.
**) Ebendaselbst. März. S. 846.
***) Varro Buch von der Landwirthschaft, S. 229.

2. Ob man jährige oder zweyjährige oder noch ältere Schweine zum Mästen wähle, kommt auf hergebrachte Gewohnheit in besondern Gegenden, und auf die besondere Lage an, in der man sich mit seiner Schweinezucht befindet. Das Schwein kann fast in jeder Periode seines Lebens fett gemacht werden; nur wird sein erreichtes Alter, nebst dem darauf verwendeten Aufwand, auch mit dem erlangten Vorrath an Fettigkeit in Verhältniß stehen. Zu jung ist das Fett nicht derb genug, man erhält dessen nach Verhältniß des Werths des Lebens auch nicht genug; zu alt, wird Fleisch und Fett zu zäh, und Aufwand, Lebensgefahr und Zeitverlust dauerte zu lange.

3. Wo man gewohnt ist, eine besondere beträchtliche Schweineheerde des Sommers auf der Weide und des Winters in einem allgemeinen großen Schweinstall mehrere Jahre hindurch zu unterhalten, wählet man mehrentheils im Spätherbste die ältesten und größesten aus derselben, und legt jedes auf einen besondern Koben. In kleinen Haushaltungen bey den Bauern pflegt man alle von Johannis des vorigen Jahres bis zu Johannis des gegenwärtigen Jahres gefallene Ferkel im Herbste und darauf folgenden Winter zu mästen und zum Schlachten zu bestimmen. Die ältern bleiben mehrentheils am längsten etwa bis in den Februar des folgenden Jahres liegen, und werden Speckschweine genannt; die jüngern schlachtet man einige Wochen früher, auch nach Beschaffenheit des Futters noch früher, und werden Riemenschweine genennt.

4. Es giebt allerley Arten von Gewächsen und Früchten, mit welchen die Schweine fett gemacht werden können, deren Benutzung und Gebrauch man bey der Schweinemastung kennen muß. a) Kartoffeln; diese für Menschen und Vieh so wohlthätige Frucht, welche wegen ihrer mehlreichen Bestandtheile den Getreidefrüchten am nächsten kömmt, er-

zeugt

zeugt zwar nicht viel Fett, doch setzt sie Fleisch an, und kann bis zu Ende der Hauptmast als Zwischenfutter gegeben werden. Doch muß man solche vorher in großen Kesseln abkochen, das von den gekochten Kartoffeln zurückgebliebene Wasser, welches Rindvieh und Schweinen schädlich ist, weil es einen dem Nachtschatten (solanum nigrum) ähnlichen Saft enthält, sorgfältig abgießen, sie noch warm zerdrücken, und davon mit etwas kaltem Wasser einen dicken Brey anrühren, den man mit dazu gemengten Kleyen gleichsam schmelzt, und im Saufasse säuren läßt, da er dann besser anschlägt und die Schweine mehr bey Freßlust erhält, als wenn man solchen süß füttert. Rohe Kartoffeln, die so viele wässerichte Theile enthalten, taugen nichts, und das Vieh wird ihrer auch bald überdrüssig. Besonders sind die sogenannten wilden Kartoffeln, deren Blätter größer und glänzender, der Blumenstrauß weiß, gedrängter und schöner, die Frucht oder die Kartoffel weit größer, und häufiger als bey andern Arten ist, zur Schweinemast untauglich; roh gestoßen geben sie nur eine kümmerliche Nahrung, und sind den Schweinen allezeit ungesund, weil sie zu streng, zu wässericht und zu angreifend sind, wodurch sie bey Thieren den Durchfall verursachen *). Wer Zeit und Holz daran wenden kann, der bereite sich von guten Kartoffeln ein vortreffliches Mastfutter für Schweine dadurch, daß er sie abquelle, zerdrucke, auf Horden im Backofen dörre, und sie denn, wenn er sie braucht, auf der Mühle schroten lasse. Dieses Schrot wird darauf entweder allein oder mit andern geschrotenen Körnern vermengt zu einem Brey mit etwas laulichem Wasser angerührt und verfüttert. So kann man

*) S. G. F. Mund landwirthschaftliches Magazin, 1ster Band, 2tes Quartalstück. Leipzig 1788. S. 190.

man getrocknete Kartoffeln das ganze Jahr haben und benutzen, und so setzen sie auch nicht bloß Fleisch, sondern auch Fett an *). Werden die Kartoffeln blos abgekocht, so müssen sie wohl zerdrückt und so lange gestanden haben, bis sie ihre innere Hitze gänzlich verlohren haben. Im Anfang der Mastung giebt man auf drey Theile Kartoffeln einen Theil Gerstenschrot **). b) Früchte oder Körner von allerley Gattung. Sie schlagen überhaupt weit besser an, wenn sie vorher geschrotet, als wenn sie nur bloß eingequellt und gekocht werden, weil hierbey die Verdauung leichter vor sich gehet; das Schrot muß aber ja nicht mit siedend heißem Wasser, sondern nur mit warmem oder lauem Wasser angemacht werden, damit es nicht verbrühe, und dadurch viel von seiner Kraft verliehre. Am allerkräftigsten werden diese Früchte, und geben das schmackhafteste Fleisch, wenn solche vor dem Schroten gemälzt, das ist, zum Aufschluß ihres Keims gebracht werden. Doch thut man wohl, wenn man beym letzten Futter, Abends um 9 Uhr, eine mäßige Portion roher und uneingeweichter Körner, besonders Hafer, giebt, weil der Magen alsdann die Nacht über Zeit zum Verdauen hat. Wenn die Mast bald zu Ende gehet, und das Mastschwein den Appetit zum Schrot verliehret, giebt man auch bisweilen noch gequellte Körner, besonders gequellte Erbsen. Zu den Mastkörnern rechnet man folgende. α) Hafer. So unentbehrlich derselbe bey Zuchtsauen und jungen Ferkelchen ist, so wenig kann man ihn zur Mastung empfehlen. Am besten ist er noch dazu, wenn man ihn nicht schrotet, sondern auf folgende Art behandelt: Man schüttet in eine Gelte oder Zuber eine Lage Hafer, streuet eine Hand voll Salz darauf, und fährt so fort, bis die Gelte zu

drey

*) Riem Encyklopädie. Januar. S. 181.
**) Stielberg S. 15.

drey Theilen voll ist, und der übrige Theil zum Aufquellen übrig bleibt. Dann schüttet man Wasser darauf, bis es über dem Hafer steht, worauf man denselben quellen und säuren läßt, und so nach und nach verfüttert. β) Gerste. Das Mästen mit geschrotener Gerste, oder noch besser mit geschrotenem Gerstenmalz ist das allerbeste, und giebt wohlschmeckendes Fleisch, auch vielen und guten weißen Speck. γ) Erbsen. Diese kommen der Gerste am nächsten, und werden von vielen Landwirthen zum Mästen der Schweine für noch besser gehalten. Man darf nicht verlegen seyn, wenn solche bey nasser Erndte auf dem Felde ausgewachsen sind. Sie sind alsdann zur Schweinemastung noch gut zu gebrauchen. Mit drey Malter gemälzter Erbsen reicht man so weit, als mit vier Malter ungemälzten. δ) Weizen. So schädlich die Weizenkleye den Schweinen ist, die sie nicht einmal fressen wollen, so vortrefflich ist theils der geschrotene, noch besser der gequellte, in manchen Fällen der geröstete, vorzüglich der gemälzte. Nur ist er zu kostbar, und sonst in der Haushaltung zu gut zu gebrauchen, als daß man ihn mit Vortheil zur Schweinemastung empfehlen könnte. ε) Roggen. Die Kleye davon ist bey Zuchtsauen, Ferkeln und Gangschweinen (die noch nicht gemästet werden) vortrefflich. Der Kern selbst aber treibt zu sehr, und muß in der Mastung geschrotet, gequellt, oder gemälzt, mit vieler Vorsicht gebraucht werden. ζ) Saubohnen, große und kleinere Arten. Sie sind eins der schwersten Mastfutter, sie müssen nothwendig geschrotet, mit mehrerer Feuchtigkeit, Wasser oder saurer Milch verbunden, und auf die Letzte ganz weggelassen werden, weil sonst das Fleisch oder der Speck einen bittern Geschmack von ihnen annimmt. η) Wicken. Sie sollen hohen Speck und festes Fleisch geben, und werden von einigen Landwirthen zur Mastung

empfoh-

empfohlen, allein die Schweine fressen sie wegen ihrer Bitterkeit nicht gerne, und wenn sie solche ja bisweilen fressen, so verliehren sie den Appetit oft auf mehrere Tage nachher davon. Fleisch und Speck soll ebenfalls von Wicken bitter werden. Sie müssen also entweder mit vielem andern süßen Schrot (Haberschrot) vermengt werden; oder noch besser, man läßt sie bey Schweinen ganz weg, und giebt sie lieber dem Rindvieh, wo sie die besten Dienste thun. Man bleibe in diesen Fällen bey der Regel: den **Pferden gehört Hafer, den Schweinen Gerste, dem Rindvieh Wicken. Roggen und Weizen behalte der Mensch für sich.** c) **Eicheln.** Bisweilen treibt man die Schweine zur Eichelmast nicht in die Waldungen, sondern man sammlet solche in Wäldern, und wendet sie zur Stallfütterung an. Man muß die gesammleten Eicheln, welche sich leicht entzünden, nicht auf einen Haufen werfen, sondern auf einem luftigen Speicher oder Boden dünne ausbreiten und zum öftern wenden. Darauf werden sie entweder roh verfüttert, oder besser, gedörrt und geschrotet, oder noch besser, auf folgende Art gemälzt: Man macht an einem warmen Orte ein Loch in die Erde, befeuchtet die Eicheln wohl mit Salzwasser, vergräbt sie etliche Tage, bis sie etwa zwey Zoll lang ausgewachsen sind, nimmt sie heraus und trocknet sie zu künftigem Gebrauch *). d) **Roßcastanien** (Aesculus Hippocastanum). Man trifft die Roß- oder Pferde-Castanienbäume oft häufig um Städte, auch hier und da in den Dörfern an, wohin man sie zur Zierde gepflanzt hat. Von der Frucht hat man bisher noch wenig Gebrauch zu machen gewußt. Folgender Versuch damit soll sehr glücklich ausgefallen seyn: Man macht

*) Das Oekonomie-Wochenblatt. Stuttgard 1790. S. 223.

macht bey noch frischen Castanien, wo es leicht geschehen kann, die Schaale von dem Kern; durchschneidet sie ins Kreuz; läßt sie mit genugsamem Wasser einige Male aufkochen, wodurch sie ihres bittern, herben und zusammenziehenden Geschmacks beraubt werden; wiederholt dieses auch wol noch einmal; dann gießt man das Wasser ab, trocknet sie vollkommen, und läßt sie wie Schrot mahlen; dieses Schrot mit Küchengespühle eingerührt, wird von Kühen und Schweinen gerne gefressen, und gedeihet ihnen wohl. Da sie also als ein gutes und gesundes Mastungsmittel zu gebrauchen sind, so kann man sie mit Vortheil einsammlen, und die Gerste dabey ersparen *). e) **Oelkuchen** von Lein- oder Rübsaamen oder Raps. Im Anfang der Mastung sind sie gut zu gebrauchen; in der Folge muß man sie aber weglassen, weil sie dem Fleisch einen widrigen Geschmack und dem Speck eine gelbe Farbe machen **). f) **Malztrebern** aus Bierbrauerey. Diese machen zwar Fleisch, aber wenig Fett, und gehören nur in die erste Zeit der Mastung. g) **Steinmehl** oder **Mühlenstaub**. Dieser bestehet in dem aus den Mühlen zusammengekehrten, als Staub sich auf dem Boden angelegten Mehl, und wird mehrentheils von den Müllern als ein sehr gutes Mastungsmittel benutzt. h) **Sauerteig**. Er wird auf folgende Art gemacht: Man füllt einen Zuber oder eine Gelte halb voll mit Schrot oder grobem Mehl, thut einen Klumpen Brodtsauerteig dazu, der mit warmem Wasser, wie ein anderer Teig, angemacht wird. In der Wärme säuert er über Nacht, so daß der Zuber davon voll wird. Davon wird Morgens um 5 Uhr und um 9 Uhr dem Schwein ein dickes Getränk, um 1 Uhr harte Frucht und frisches Wasser, um 5 Uhr wieder ein

*) Oekonomische Nützlichkeiten rc. von G. H. Piepenbring. 2tes Bändchen. Göttingen 1791. S. 98.

**) Grundriß der Forstwissenschaft rc. S. 129.

ein Getränk von Sauerteig, und Nachts 9 Uhr abermals harte Frucht und Wasser gegeben *). Der Sauerteig ist überhaupt kühlend, und reizt den Appetit der Schweine. Nur dürfen trockene Früchte und Körner nicht dabey vergessen werden, sonst schwemmt er nur auf. i) Weit vorzüglicher als alles dieses sind die Träbern und der Mehlschlamm vom Weizen bey Stärkfabriken, die nicht nur gutes Fleisch, sondern auch viel Schmeer und Speck geben **). k) Am wenigsten darf man bey der Schweinemast die saure Milch (geronnene Milch) von Kühen vergessen. Sie gewähret das schmackhafteste Fleisch, und giebt vieles und vortreffliches Schmeer und Speck. Wer viele Kühe hat, kann diesen Abgang aus der Milchkammer nicht besser als bey der Schweinemast anwenden.

5. Bey der Schweinemast muß man vorzüglich außer dem bemerkten Futter noch darauf sehen: a) daß Reinlichkeit in den Ställen beobachtet werde. Man thut den Schweinen Unrecht, wenn man glaubt, sie gedeihten im Kothe besser. Sie wälzen sich zwar darin herum, aber nur zur Abkühlung, und um die fettigen Ausdünstungen von der Haut dadurch abzureiben. Die Streu muß jedesmal trocken seyn, doch braucht derer bey Mastschweinen nicht so viel als bey andern Schweinen zu seyn, weil sie ohnedem Hitze genug haben ***). b) Daß der Koben enge sey, weil sie, je enger sie liegen, auch desto ruhiger zu seyn pflegen; c) daß man ihnen nie zu heiß zu fressen oder zu saufen gebe, sonst sind sie auf einmal verdorben; d) daß man ihnen nie zuviel auf einmal vorschütte, weil sie sich leicht überfressen, und dadurch in der Mast

*) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oekonomie. 2ter Jahrgang. 2ter Band. S. 65.
**) Das Oekonomie-Wochenblatt. S. 223.
***) S. Gaschitz S. 155.

sehr zurückgesetzt werden. Man giebt ihnen lieber öfterer, als zuviel auf einmal. Wenn sie sich unterdessen doch überfressen haben, so gebe man ihnen etliche Tage nichts als saure Milch, oder ganzen gedörrten Haſer *), wovon der Magen wieder curirt wird; e) daß man sie aber auch durch das allzuöftere Vorlegen des Futters, wenn es auch in kleinen Portionen seyn sollte, nicht zu oft in ihrer Ruhe störe, die ihnen zum Fettwerden so nöthig als das Futter ist; f) daß sie immer trocken liegen; g) daß ihr Koben zwar nicht kalt, aber auch nicht zu warm liege, indem die Wärme ihnen ebenfalls sowohl als die Nässe Unruhe verursacht; h) daß die Tröge bey jedesmaligem Futtergeben wohl gereinigt und mit einem besondern Lappen jedesmal wohl ausgerieben werden; i) daß man mit dem wohlfeilsten und demjenigen Futter den Anfang mache, welches die Schweine am wenigsten gern zu fressen pflegen, und setze dann immer besseres hinzu, das beste gebe man ihnen zuletzt. Die Mastschweine werden nach und nach immer leckerer, und fressen zuletzt nicht mehr viel, wo man sie also zwar noch immer eben so oft, aber nur mit wenigem Futter versehen muß. k) Daß man ihnen wöchentlich einigemal etwas Salz gebe, welches den Appetit befördert und die Mastung beschleunigt, doch nie zu viel; l) daß man ihnen besonders gleich beym Anfang der Mastung ein halbes Loth Spießglas (Antimonium crudum) nach Medicinalgewichte, wohl zerstoßen und gepulvert, in etwas saurer Milch gebe oder eingieße, und solches nach Verlauf von zwey Wochen, auch nachher noch öfterer, wiederhole. Dadurch werden nicht nur die Finnen unter der Hand vertrieben, sondern sie bleiben auch gefräßig und erzeugen besseres Fleisch und Fett **). m) Daß man

*) Das Oekonomie-Wochenblatt. Stuttgard 1791. S. 208.

**) Riem Encyklopädie. Januar S. 15.

man zwar nie, besonders im Anfang der Mastung, vergesse, den Schweinen, sonderlich bey Fütterung von Früchten, hinlängliches Wasser zum Saufen zu geben; allein daß man ihnen auch nie zu viel Feuchtigkeiten beybringe, wodurch sie naß liegen und im Mästen gehindert werden. In den letzten Wochen schüttet man nur so viel Milch oder laues Wasser zum Schrot, daß sich dieses mit der Hand ballen läßt.

6. Theils nach der Größe des zu mästenden Schweines, theils nach der guten, ruhigen und leichtfüttrigen Art, muß die Quantität an Gerstenschrot oder an andern mästenden Körnern bestimmt werden, die zur Mastung eines Schweines erfordert wird. Auf die Art kommt überaus viel an. Es giebt Schweine, die drey- bis viermal mehr Aufwand erfordern, ehe sie fett werden, als andere. Der Sächsische Landwirth 2 B. S. 277. rechnet auf jedes größere Speckschwein drey bis vier Dresdner Scheffel Getreide. Im Hennebergischen braucht man bey ruhigen Schweinen, die man auf 180 Pfund bringen will, wenn sie vorher nicht abgetrieben waren, 14 bis 16 Maaß Gersten. (Ein Maaß sind 2 thüringische Metzen.) Bey geringern von einem Centner halb so viel. Eben so kömmt es auch auf das Alter, die Größe und die Art an, wie hoch man ein Mastschwein am Gewichte zu bringen pflege. Zwey- bis dreyjährige Schweine, worunter auch die ihrer Dienste entlassenen verschnittenen Eber und Zuchtsauen gehören, kann man auf 250 bis 300 Pfunde bringen. Speckschweine von anderthalb Jahren bringt man im Hennebergischen gewöhnlich auf 130—150 Pfunde, jährige auf einen Centner. Riemenschweine von 9 Monaten auf 60—70 Pfunde. Alter, Gewicht und Aufwand, stehen, wenn Art und Wartung und Pflege einerley ist, immer in genauem Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Von der Schweinemast bey Branntweinsbrennereyen.

1. Bey wohlangelegten Branntweinsbrennereyen darf kein Mangel an Mastställen vorhanden seyn. Außer den gewöhnlichen mit Vieh besetzten Ställen muß man auch noch einige andere Reserveställe haben. Bey bald vollendeter Mast frißt das Vieh weniger als in der Mitte, und kann sein Futter nicht mehr bezwingen. Hier muß noch mageres Vieh in den Reserveställen vorhanden seyn. Es ereignen sich auch noch bisweilen Vorfälle, wo man besondere Ställe nöthig hat. Diese nennt man deswegen Nothställe. Es ist ein großer Vortheil und Zeitgewinn, wenn sich die Schweinställe nahe bey der Brennerey selbst befinden. Es ist am besten, wenn der Boden dieser Ställe mit breiten steinernen Platten belegt ist, den die Schweine nicht aufwühlen können. Die Tröge sind am besten aus Stein gehauen. Er muß mit einem schrägen von der Wand ablaufenden breternen Dache versehen seyn, damit das Schwein bloß mit dem Kopf hineinkommen und daraus fressen, aber nicht hineintreten kann, in welchem Fall es sein Futter oft durch seinen eigenen Koth verunreinigt.

2. Es ist nicht gleichgültig, welche Art von Schweinen man auf die Mast stellen will. Aus mancher Gegend sind sie zur Mast besser geschickt, als aus einer andern. Geschnitten müssen sie aber alle seyn, sonst wird die Mast außerordentlich verzögert. Sind sie langgestreckt, hochbeinig und fallen gleich über das Futter, so hält man dieses für ein gutes Zeichen. Man pflegt die magern Schweine entweder einzeln aufzukaufen, oder in einer Menge beysammen. In jenem Fall ist der Einkauf oft vortheilhafter, als in

in diesem. Allein da es schwer ist, beym einzelnen Aufkauf Schweine von gleichem Schlag und Größe zusammenzubringen, worauf doch die Metzcher beym Handeln des fetten Viehes besonders ihr Augenmerk richten; und da das Schwein als ein unverträgliches Thier mit andern seines Gleichen, mit dem es nicht auferzogen ist, selten ruhig seyn kann, sondern sie einander beißen: so kauft man lieber aus einer ganzen Trift so viel Schweine, als man auf einen Stall bedarf. Man bringt sie gleich in den Maststall, und wofern sie unruhig sind und sich beißen, so ist kein besseres Mittel, als man breche ihnen die Zähne aus, welches für Schaden sichert.

3. Das Futter für sie bestehet bloß in Branntweinsspülicht. Aber auf einem regelmäßigen Füttern beruhet sehr viel, wenn die Mast gerathen soll. Das Branntweinsspülicht ist scharf und hitzig; das Schwein muß nach und nach daran gewöhnt werden. Giebt man dem magern Vieh, so wie es auf den Maststall kommt, das reine Spülicht, so säuft es dieses zwar, aber es wird trunken und taumelt. Dieses ist ein Beweis der Hitze des Futters. Man gebe ihm also die ersten Tage halb Wasser, halb Spülicht *), und breche darauf von dem Wasser immer ab, bis es das lautere Spülicht vertragen kann.

4. Die Mastzeit der Schweine wird in drey Theile eingetheilet. Im ersten Theile werden sie zur Mastung gewöhnet und vorbereitet. Man giebt ihnen hier nur das Flüssige des Spülichts. Im andern Theile stehen sie in vollem Futter. Man giebt ihnen Flüssiges und Trebern des Spülichts zugleich. Im dritten Theile können sie das volle Futter nicht mehr bezwingen; man giebt ihnen hier nur bloß die dicken Trebern des Spülichts. Die Absicht der Mast ist, daß das Vieh vollkommenes Fleisch und vollkom-

*) Sächsischer Landwirth, 2 Band, S. 271.

menes Fett gewinnen soll. Wässeriges Fleisch und Fett kann nicht so dauerhaft seyn als das feste, und jenes kann nicht so sehr ins Gewichte fallen als dieses. Dieses ist der Grund, den Schweinen im letzten Theil der Mastzeit starkes und dickes Futter zu geben. Soll die Mast ganz vollkommen seyn, so gebe man den Schweinen, einige Wochen zuvor, ehe sie geschlachtet werden, geschrotene Gerste oder andere geschrotene Früchte, welches Schrot man auf das gewöhnliche Futter streuet. Dieses macht vollkommen, was noch zu verbessern wäre.

5. Man fragt bisweilen: wie viel man Schweine auf eine Bläse halten soll? Ihre Zahl richtet sich nach der Menge der Früchte, die täglich gebrannt werden. Wo täglich 4 Dresdner Scheffel gebrannt werden, kann man 56 Schweine zur Mast halten, doch hierbey kein Rindvieh. Gehet es zum Ende der Mastung, daß die Schweine ihr Futter nicht mehr bezwingen, so kann man auf die nemliche Menge Futters schon wieder magere Schweine aufstellen. Nie muß man sich aber zuviel Vieh anschaffen, damit dieses nie Mangel an Futter leide. Es ist besser, daß Futter übrig bleibe, als daß es fehle. Der Verlust des erstern ist nicht so groß, als der Nachtheil des zweyten.

6. Das sämtliche Schweine-Mastvieh auf Einen Stall zu stellen, ist nicht rathsam; der Verkauf wird erschweret; die Kräfte der Fleischer sind nicht alle gleich, einen Stall fetter Schweine von 50 Stück auf einmal bezahlen zu können; der Metzcher kann auch so viel in kurzer Zeit nicht consumiren. Man gestattet zwar in diesem Fall dem Käufer und richtet den Handel darnach ein, daß er die Schweine nach und nach, so wie er sie braucht, abholen kann; aber dieses verursacht oft Irrung in der Rechnung, und man weiß nicht allemal, wenn man wieder magere

Schweine

Schweine aufstellen kann. Besser ist es also, wenn man mehrere Ställe von verschiedener Größe hat, in die man seine Schweine von 10, 15, 20 bis 25 Stück vertheilen kann. Diese können die Metzcher nun nach ihren Kräften und Bedürfnissen leichter behandeln und bezahlen *).

Zehntes Capitel.

Benutzung der Schweinezucht.

1. Zuchtsauen hält man deswegen, damit man theils für seinen eigenen Haushalt sowol Riemen- als auch Speckschweine in der Folge schlachten könne, theils damit man junge Ferkelchen zu verkaufen habe.

2. Wenn die jungen Ferkelchen keinen Abgang finden, oder ihr Preiß allzuniedrig ist, oder man keine bequeme Gelegenheit hat, sie bis zu einer schicklichern Zeit zu behalten, so werden sie, nachdem sie eine bis zwey Wochen alt sind, als Spanferkel geschlachtet, gebraten, und als ein Leckerbissen verzehret.

3. Wenn die jungen Ferkelchen guten Abgang und annehmliche Preiße finden, so thut man am besten, wenn man sie gleich nach der Entwöhnung verkauft. Dieses pflegt gemeiniglich in den Frühlings- und Sommermonaten zu geschehen. Fallen sie in den Herbst- und Wintermonaten, so finden sie selten Käufer. Hat man genugsam warme Ställe und Stroh zum Einstreuen, auch das nothdürftige Futter, so wird man die Mühe gut belohnt bekommen, wenn man sie vom Herbste an bis den Winter durch behält, und sie im März und April als Läufer verkauft, wo sie stark gesucht werden, und wo ihr Preiß im Verhältniß ihres Alters und ihrer Größe am höchsten ist. Ein Läuferchen, welches 2 Monate alt und nicht ver-

 puttet

*) Oekonomische Weisheit und Thorheit. Erfurt 1789. 1ster Theil S. 187.

puttet ist, kostet um diese Zeit gewöhnlich schon das Doppelte, womit ein alsdenn auch schon theures so eben abgesetztes Säugschweinchen bezahlet wird. Ist der Läufer drey bis vier Monate alt, so wird er nicht selten schon dreyfach bis vierfach höher bezahlt.

4. Der ärmere Theil des angesessenen Landvolks pflegt gewöhnlich mit Frühlingsanfang zwey Säugschweinchen oder Ferkelchen zu kaufen, und dieselben einige Monate durch mit zusammengelesenem Gras, mit der von feinem Brodte abgehenden Kleye, und, wenn er eine Kuh hält, mit der sauren Milch von derselben zu ernähren. Man kann sicher annehmen, daß dabey alle zwey Monate die erste Auslage im Durchschnitt sicher gewonnen sey. Gemeiniglich wird nach zwey, drey oder vier Monaten das eine davon wieder verkauft, und nur das andere zum Schlachten in die kleine Haushaltung beybehalten. Sobald das eine verkauft ist, pflegt man zwey andere Säugschweinchen wieder einzukaufen, die man nun etwa im Junius schon um geringere Preise erhalten kann, und füttert sie wieder einige Monate, oder bis zum Winter, wo es im Herbste nun schon mehrere Nahrung für sie giebt. Mit jedem Monat, wo sie ihre Schweine wieder verkaufen können, finden diese Leute ihre Mühe und ihren oft nur geringen Aufwand gut belohnet.

5. Gemästete Schweine, sie mögen nun halbgemästete, das ist, Riemenschweine, oder ganz ausgemästete, das ist, Speckschweine seyn, finden zu allen Zeiten ihre Käufer. In großen Städten pflegt ihr Fleisch und Speck sogleich verzehret zu werden. An kleinern Orten und in Dörfern pflegt man sie nur zur Winterszeit, wo Fleisch und Speck besser durch Einsalzen und Räuchern aufbewahret werden kann, zu kaufen und zu schlachten. In vorigen Zeiten pflegte man sie bey dem Verkauf nach dem wahrscheinlichen

Gewichte des in ihnen befindlichen Schmeeres zu tariren, wo man gewohnt war, das Schwein mit soviel Thalern zu bezahlen, als es Pfunde an Schmeer lieferte. Zu jetzigen Zeiten, wo das Fleisch sowol als Speck und Schmeer beynahe um das Doppelte im Werthe gestiegen sind, muß also auch jene Taxe um so viel erhöhet werden. Sie ist zwar in manchen Gegenden noch üblich, unterdessen doch nicht bey allen Schweinen anwendbar. Junge halbjährige und neunmonatliche Schweine haben, wenn sie auch fett sind, noch wenig Schmeer. Gute fette Riemenschweine haben dessen nach Verhältniß ihres Gewichtes schon mehr als ausgemästete Speckschweine. Das weibliche Geschlecht liefert dessen nach Verhältniß ebenfalls mehr als das männliche. Auch kommt es dabey auf das Futter an, womit man gemästet hat. Eichelmast und Gerstenschrot setzen mehr Speck, Milch hingegen mehr Schmeer an.

6. Die Hauptsache bey der Schweinezucht macht der Speck, das Schmeer, die Schinken, nächstdem die verschiedenen Sorten von Würsten aus, die man von Schweinen machen kann, und davon zu machen pflegt. Ein ausgemästetes zweyjähriges Speckschwein oder eine gemästete Zuchtsau, die ohngefähr 200 Pfunde im Gewichte hat, pflegt bey jetzigen Preißen mit 13 bis 14 Laubthalern, das ist, ohngefähr mit 26 Rthlr. im Frankfurter Cours, bezahlt zu werden. Zwey Drittheile ihres Gewichtes machen Speck und Schmeer aus. Ein Sechstheil kommt auf die Würste, und ein Sechstheil, wozu die Knochen mitgerechnet werden, wird als Fleisch verkauft. Rechnet man das Pfund Speck und Schmeer zu 18 Kreuzern, so betragen jene zwey Drittheile oder 132 Pfunde noch etwas mehr als die für das ganze Schwein bezahlten 26 Rthlr. 33 Pfunde Würste, das Pfund zu 10 Kreuzer, betragen zwey Laubthaler,

ler, und eben so viele Pfunde Fleisch à 5 Kreuzer machen einen Laubthaler aus. Der Metzcher hat also theils für seinen Handwerksgroschen, theils für seine Mühe, drey Laubthaler oder $5\frac{1}{2}$ Rthlr. im Frankf. Cours Gewinn. Der Verkäufer hatte sein verkauftes Speckschwein entweder von Jugend auf selbst gezogen, oder irgend einmal gekauft. In beiden Fällen konnte er es, da er es auf die Mastung legte, auf den halben Werth des dereinstens daraus zu lösenden Geldes, also zu 13 Rthlr., rechnen. Sein Aufwand bey der Mastung bestand ohngefähr in 14 bis 16 Maaß Gersten, die 6 Thaler betrugen; der übrige Aufwand an Milch ꝛc., Mühe und Pflege mitgerechnet, etwa 3 Rthlr., so hatte er ebenfalls noch 4 Rthlr. bey der Mastung Gewinn. Man siehet daraus, daß Verkäufer und Käufer des Schweins, wie auch die Käufer des Specks und des Fleisches, da ich alles in sehr billigen Preisen angesetzt habe, bey dieser Rechnung, das ist, bey einer wohl eingerichteten und richtig geführten Schweinezucht gewinnen.

7. Ein großer Vortheil ist es bey dem Schweinefleisch, nemlich bey Speck, Schinken und Mettwürsten (Knack- oder Schlackerwürsten), daß es sich einsalzen, räuchern und das ganze Jahr durch so erhalten läßt, daß es von seinem Geschmack, Gehalt, Kraft und innern Werth nichts verliehret, sondern vielleicht noch gewinnet. Ja geräuchertes Schweinegut kann man mehrere Jahre hindurch ohne die geringste Verderbniß und Fäulung auf folgende Art erhalten: Man suchet eine trockene Kammer, oder einen verhältnißmäßigen großen hölzernen Behälter, streuet auf den Boden reine büchene Asche, legt von den geräucherten Sachen eine Schicht darauf, streuet ohngefähr wieder einen halben Zoll Asche darauf, legt wieder eine neue Schicht geräucherter Sachen darauf, und

setzt

setzt dieses fort, so hoch man will; zuletzt wird das oberste wieder mit Asche überstreuet. Wenn es demnächst gebraucht werden soll, kann die Asche mit einer scharfen Bürste leicht weggebracht werden. Man braucht niemals darnach zu sehen; weder Hitze noch Kälte hat eine schädliche Wirkung darauf; nur muß es, so viel möglich, vor der Luft in Acht genommen werden *).

8. In Engelland und im Würtembergischen pflegt man den geschlachteten Schweinen die Häute abzuziehen und solche gahr zu machen. Der Herr von Geist auf Großenbeeren bey Berlin ließ ebenfalls dergleichen Schweinshäute gahr machen, welche als Leder eine vorzügliche Güte erlangten und sich wie Sammet anfühlen ließen. Unsere Vorfahren wußten die guten Dienste gar wohl, die das Schweinsleder beym Einband ihrer Bücher leistete, die sich dadurch noch jetzt in alten Bibliotheken erhalten **). Unterdessen gehen doch auch in gemeinen Haushaltungen, wo man die Schweinshäute noch nicht in Leder verwandeln läßt, die sogenannten Speckschwarten nicht ganz verlohren. Die Leineweber brauchen sie statt des Leders für ihre Brust und ihren Unterleib bey ihrer Arbeit, und die Bauerweiber und Mägde pflegen ihre wollenen Socken auf den Dörfern damit zu besohlen.

9. Die Schweinsgalle ist ein wirksames Mittel wider die oft gefährlichen Dornstiche, und wider alle Wunden; man hebt sie daher gerne durchgeseiht in einem Glase auf ***).

10.

*) Encyklopädischer Kalender ꝛc. von Philogeorg. Nürnberg 1790. Nr. 20.

**) Anzeigen der Churf. Sächs. Leipziger ökonomischen Societät von der Ostermesse des Jahres 1792. S. 80.

***) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oekonomie. 2 Jahrgang, 2 Band S. 289.

10. Auch der Mist aus den Schweineställen ist gut zu gebrauchen. Einige halten ihn für sehr hitzig, weil die Schweine meistens Körner und öligte Nahrungsmittel zu fressen pflegten; andere für sehr kalt, weil sie in der Meinung stehen, die öligten und hitzigen Theile der Nahrung würden bey den Schweinen mehr als bey andern Thierarten abgeschieden und in Fett verwandelt, so daß nur die kalten, wässerigen und erdigen Theile dabey übrig blieben. So viel ist gewiß, daß, wenn er allein genommen wird, so macht er das Land schmierig und erzeugt vieles Unkraut, welches letztere wol aus der Nahrung der Schweine, wo die Saamen von so vielem Unkraut nicht genug verdauet von den Schweinen wieder abgegangen sind, seinen Ursprung haben mag. Wenn er mit andern Dungarten, z. B. mit Pferdemist und Ochsenmist, vermengt wird, und diese verschiedenen Mistarten unter einander in Gährung gesetzt werden, so werden sie beiderseits verbessert und zur Fruchtbarmachung geschickter. Diejenigen, welche ihn nicht mit anderm Mist vermengen, sondern an ihm ein gutes Dungmittel für Gras- und Obstgärten haben wollen, können ihn mit Asche, Ruß und feiner Erde vermischen, und diese Mischung in ihre Gärten streuen *).

11. Man soll auch Nutzen davon haben, wenn man im Herbste mit Schweinen auf Weizen pferchen lasse. Ein gewisser Landwirth hatte ein Stück Feld mit Weizen besäet, und entschloß sich seine Schweine darauf zu pferchen, deren er eine große Anzahl hielt. Er schaffte sich daher einige starke Hürden an, und fing bald darauf an, nachdem es war besäet worden, den Versuch zu machen. Es ging alles überaus wohl: die Schweine ließen eine ansehnliche Menge Dünger auf

*) Prager Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft, herausgegeben von J. A. Salomon, Erstes Stück. Prag 1789, S. 37.

auf das Land fallen, und was noch von größerm Nutzen war, so traten sie die lockern Theile des Erdreichs so dicht, daß es sich im Sommer nicht hob, und keine Weizenähre wurzelfällig war, wie es vorher vielfältig zu seyn pflegte. Die Erndte, welche er durch diesen Versuch erhielt, war sehr beträchtlich, so daß er diese Entdeckung nicht nur oft sehr lobte, sondern auch beständig Gebrauch davon machte. Er meinte, seine Schweine thäten durch ihren Pferch dem Lande mehr Dienste, als ihm die Schaafe dadurch thun könnten, nur sey es etwas beschwerliches dabey, weil jedes Schwein, ehe es in den Pferch getrieben würde, wohl geringelt werden müsse, damit sie die Erde nicht aufwühlen, noch der Saat Schaden zufügen können. Wer eine große Anzahl Schweine zu halten gewohnt ist, kann bey ihrem Weidegang vielleicht besser thun, als wenn er sie zu diesem Gebrauch anwendet *).

Eilftes Capitel.

Von den Krankheiten der Schweine und einigen Mitteln dagegen.

1. Man sagt zwar, die Schweine wären nicht so vielen Krankheiten als andere Hausthiere unterworfen **). Wenn dieses auch zugegeben werden kann, so ist es doch ebenfalls wahr, daß die Krankheiten bey ihnen mehrentheils gefährlicher und weit schneller tödtlich sind, als bey andern Thieren.

2. Um den Krankheiten der Schweine überhaupt, so viel als möglich ist, vorzubeugen, muß man ihnen, außer der in den vorigen Capiteln oft erwähnten

*) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oekonomie. Erster Jahrgang, 2ter Band. Grätz 1788. S. 394.

**) Stielberg S. 18.

ten guten, ordentlichen und reinlichen Wartung und Pflege, bisweilen etwas Spießglas mit weißer Nieswurz ins Futter oder ins Saufen geben, worauf sie zu purgiren pflegen *). Man kann ihnen auch bisweilen Angelika-Kraut und deren Wurzel (Angelica Archangelica) in ihr Getränke werfen, und dieses das Jahr hindurch öfters wiederholen **). Einige Hausmütter geben zu diesem Zweck ihren Schweinen manchmal Buchenasche unter das Fressen oder Saufen ***). Im Hennebergischen pflegen die Landleute Schwalbenwurzel (Radix Asclepiadis Vincetoxici) einzutragen und sie in das Spülichtfaß zu legen, woraus sie den Sommer über ihren Schweinen zu saufen geben.

3. Zu den Krankheiten der Schweine gehöret vorzüglich die Bräune. Sie ist in manchen Jahren bey den Schweinen sehr gemein, ansteckend und meistens tödtlich, so daß der Schade, den diese Krankheit anrichtet, oft sehr wichtig wird. Sie herrscht gewöhnlich nur im Sommer, weswegen man den Ursprung derselben von zu großem Durste, von großer Hitze und von zu starker Vollblütigkeit, von kaltem Saufen auf so eben gehabte starke Erhitzung, von schnell abwechselnder Witterung und dergleichen herleitet. Die starke Hitze, Röthe, die Geschwulst des Halses und der Zunge, die heraustretenden, starre aufbehaltenen Augen, die heisere und ächzende Stimme, das Unvermögen zu saufen, das beständige Bauchschlagen, Krümmen, das beschwerliche Athemholen, das Trampeln mit den Vorderfüßen, das Schütteln mit dem Kopfe, die fruchtlosen Bewegungen zum Erbrechen, die rothen Streifen am Halse, die, wenn das Schwein stirbt, blau oder schwarz wer-

*) Riem Encyklopädie. März S. 846.

**) Handbuch für Liebhaber der Natur und Oekonomie. 1 Band S. 130.

***) Ebendasselbe. 2 Jahrgang, 2 Band S. 64.

werden, sind sichere Kennzeichen, daß diese Krankheit eine Art der gefährlichsten Entzündungen sey, woran die Schweine, wenn sie einmal damit angegriffen sind, oft in einigen Stunden, längstens binnen 24 Stunden sterben. Die Mittel, die man dagegen brauchen kann und will, dürfen keine andere seyn, als die, die der Stockung des Geblüts abhelfen, und der Entzündung entgegenarbeiten. Dazu gehören schleunige Aderlasse unter der Zunge oder am Halse, und daß man dem kranken Schweine das Maul mit untereinander gemengtem Salz und Weizenmehl wohl reibe, ihm auch ½ Quentchen rohes Spießglas eingebe. Andere rathen statt des Spießglases eine Hand voll Wurzeln von Goldwurzel (Lilium Martagon), eben so viel Salz und 2 Loth geschabtes Hirschhorn in Essig gekocht, und davon ½ Nößel oder 1 Kartel warm auf einmal eingeschüttet zu geben. Ueberhaupt scheinen bey dieser Krankheit die Vorbauungsmittel die besten zu seyn, wobey, außer den oben angeführten, noch besonders zu merken ist, daß man bereits etwas starke und fette Schweine im trocknen Sommer und in sehr heißen Tagen nicht an die Weide treibe, daß man es nie an vielen Flüssigkeiten zu der Zeit fehlen lasse, wenn diese Seuche grassirt, daß man durch Aderlasse zu rechter Zeit vorbeuge. Einige halten es hiebey auch noch für ein gutes Verwahrungsmittel, daß man in dem Faß, in welches das Spülicht für die Schweine geschüttet wird, immer eine Menge Krebsschaalen liegen habe *). Noch andere legen in dieses Faß zu eben dem Zweck eine geräucherte Fuchszunge, oder sonst geräuchertes Fuchsfleisch.

4. Mit dieser gefährlichen Krankheit der Bräune ist eine andere ganz nahe verwandt, oder vermuthlich ganz einerley, die man das wilde Feuer der Schweine

*) ebend. S. 66. ferner: Stielberg S. 19.

ne nennt. Sie unterscheidet sich von der Bräune dadurch, daß bey dem wilden Feuer die Austretung und die Entzündung des Bluts mehr am Hintertheile des Schweines nemlich am Unterleib und zwischen den Hinterbeinen zum Vorschein kommt. Beide Krankheiten haben übrigens einerley Ursprung, sind gleich epidemisch oder ansteckend und tödtlich. Ein gewisser Landwirth in Niedersachsen schreibt darüber *): „Bekanntlich hat das wilde Feuer auch in diesem Jahr die Schweine ziemlich aufgeräumt, wie dann viele meiner Nachbarn solche beynahe sämmtlich verlohren haben. In meinem Haushalt werden über 300 Stück gehalten. Und ich muß rühmen, daß ich auch dieses Jahr kein einziges Stück eingebüßt habe, (so wie es der Fall in vielen vorhergehenden Jahren gewesen war). Dieses besondere Glück kann ich sicherlich nur allein der beständigen nassen Fütterung und der strengen Vorsorge zuschreiben, daß die Schweine auch draußen beym Hüten fleißig saufen müssen.„ Wenn Schweine an der Bräune oder am wilden Feuer sterben, so ist es nöthig, daß sie tief in die Erde eingegraben werden, theils weil beide Krankheiten ansteckend sind, theils damit die Hirtenhunde nicht davon fressen, welche, wie man vorgiebt, davon einen giftigen Biß bekommen, wodurch sie hernach das Vieh tödteten **).

5. Zu diesen hitzigen Krankheiten der Schweine gehöret auch noch der Brand. Er entstehet oft schnell und tödtet geschwinde, wenn man den Schweinen ihr Futter oder ihr Saufen zu heiß gegeben hat, welches man also vermeiden muß ***).

6. Eine

*) Landwirthschaftliches Magazin. Herausgegeben von S. G. F. Mund. 1788. 1 Band, 2 Quartalstück S. 91.

**) Stielberg S. 21.

***) Handbuch für Liebhaber rc. 2ter Jahrg. 1ter Bd. S. 93.

6. Eine seltenere Krankheit bey den Schweinen ist die Gelbsucht. Die Augen, die sonst rothen Theile des Rüssels, und der Urin, haben eine gelbe Farbe. Außerdem sind auch die Drüsen am Halse und besonders unter den Kinnladen geschwollen. Das gewöhnlichste Mittel dagegen soll folgendes seyn. Man nimmt frische Schöllkrautwurzel (Chelidonium majus), presset den Saft aus, und gießt den vierten Theil Weinessig dazu (den Mangel der frischen Wurzel ersetzt ein starker Absud der gedörrten). Darauf quetscht man eine Hand voll frische Holzwürmer und mischt sie unter den vorigen Saft; schüttet ein Vierteipfund dieses Gemisches unter einen warmen Kleyentrank, und läßt ihn das Schwein saufen. Statt der Schöllkrautwurzel brauchen auch einige die Enzianwurzel (Rad. Laserpitii latifolii). Letztere dürfte auch wol besser seyn.

7. Zu den Krankheiten der Schweine rechnet man auch den Rank oder das Rankkorn. Die Schweine knirschen dabey mit den Zähnen, und können weder fressen, noch stille stehen oder stille liegen. Sperret man ihnen den Rüssel auf, so findet man oben an dem Gaumen, wo sonst lauter fleischfarbene Kerben sind, eine ganz weiße erhabene oder geschwollene und verhärtete Haut, welche mit einem scharfen Scheermesser abgeschnitten, die Wunde aber mit Salz und Essig gewaschen und gerieben wird. Wenn diese Krankheit zu einem höhern Grade kömmt, so heißt sie das Brandblut, die Schweine haben starrende Augen, röcheln beym Athemholen, und inwendig am Kiefer sind drüsenartige Blattern. Der Brand ergreift den Rachen, die Lunge, Gedärme, meistens aber die Milz, der Leib wird hart, verstopft, oft aufgetrieben, und der Koth trocken. In 24 Stunden ist das Schwein gemeiniglich todt. Diese Krankheit ist unterdessen nicht, so wie die Bräune und das wil-

de Feuer, ansteckend. Zur Cur pflegt man eine starke Aderlaß zwischen beiden Ohren vorzunehmen. Man schneidet auch wol ein Stück vom Schwanz ab, wodurch eine Ader gehet. Wenn das Rankkorn weggeschnitten ist, pflegt man dem Schweine sofort 2 Loth Salpeter oder 3 Loth Schießpulver einzugeben, uud damit bis zur Genesung fortzufahren. Fängt das Schwein wieder an zu fressen, so giebt man wie bey der Bräune saure Milch oder andere saure Getränke. Die Vorbauungsmittel sind dieselbigen *), wobey noch insbesondere der Sauerteig als ein gutes Vorbauungsmittel nicht vergessen werden darf.

8. Eine gewöhnliche und weniger gefährliche Krankheit bey Schweinen ist der Krampf, den sie bisweilen nur in einem, bisweilen in mehrern, seltner in allen, am gewöhnlichsten in den Hinterbeinen und Hinterfüßen haben, und nicht auf denselben stehen können. Er rührt gemeiniglich von den scharfen Dünsten her, in denen sich das Schwein befinden muß. Gesunde und luftige Ställe sind das beste Mittel dagegen. Er findet sich oft häufig bey den Schweinen gemeiner Landleute, die die Gewohnheit haben, ihre Schweine bey sehr kalter Winterszeit in den Schaafstall zu thun, und sie entweder mit und unter den Schaafen zugleich herumlaufen lassen, oder ihnen einen besondern Nothstall in demselben verfertigen. An Wärme fehlt es hier zwar nicht, aber auch desto weniger an sehr scharfen, den Schweinen besonders sehr schädlichen Dünsten.

9. Noch bemerkt man bisweilen folgende Krankheiten bey den Schweinen. Die Schlafsucht. Man giebt ihnen ein Nößel Saft von ausgequetschtem Portulak unter das Futter, und lasse sie vorher einen Tag hungern, so wird sich die Krankheit verliehren. Der

Schwin-

*) Stielberg S. 20.

Schwindel. Er entstehet aus der Verstopfung der Milz. Wermuthsaft mit etwas Saft von Poley thut Dienste. Die Aderlasse helfen hier auch. Die Massern. Man erkennt sie an der Röthe der Augen und der Haut, nebst dem Eckel an Futter. Man giebt den Schweinen nach einem 16stündigen Fasten in einem laulichen Trank 20 Gran Hirschhornsalz und 2 Unzen Salmiak. Die Pocken oder Blattern. Sie befinden sich eigentlich nur bey Ferkelchen, wobey man sie mit Kuhmilch tränket *). Die Läusesucht, wenn die Schweine, besonders am Kopf und um den Ohren herum, bisweilen auch am ganzen Leibe, von Läusen geplagt werden, die ihnen Saft und Mark aussaugen, so daß kein Futter gedeihen kann. Die Läuse sind mehrentheils eine Folge von vorhergegangenem oder noch vorhandenen Ausschlag, der mehrentheils aus fehlerhafter Wartung und Pflege entstanden war. Wider den Ausschlag und die Läuse der Schweine soll nichts bessers seyn **), als eine Lauge, die aus Tobacksstengeln und reiner Holzasche am Feuer zubereitet worden, wenn man die schadhaften Schweine damit so warm, als sie es vertragen können, wäschet, wobey man sich eines starken Strohwisches bedienet. Manche bedienen sich gegen die Läuse einer aus Quecksilber bereiteten Läusesalbe, die zwar die Läuse schnell tödtet, aber auch oft der innerlichen Gesundheit der Schweine eben so nachtheilig wird, indem durch einen zu starken und unvorsichtigen Gebrauch dieser Salbe der Krampf und der Rank zu entstehen pflegen.

10. Bey der Aufzählung der Krankheiten der Schweine dürfen zuletzt auch die Finnen nicht vergessen

*) Ebendaselbst S. 22.

**) Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, mit Anmerkungen von Martini. 2 Band. S. 60.

gessen werden. Diese Krankheit bestehet darin, daß sich in dem Innern der Schweine, besonders im Fleisch, gewisse verhärtete Blasen oder Körner ansetzen, die demselben einen eckelhaften Schein geben. Sonst hielt man dieses finnige Fleisch für schädlich und ungenießbar. In neuern Zeiten hat man gefunden, daß es völlig unschädlich sey, ja daß manche aus dem Genuß desselben eine Delikatesse machen. Daß man die Schweine nie zu sehr von Kräften kommen lasse, daß man ihnen Spießglas, saure Milch, Sauerteig, Asche *), bisweilen ins Fressen oder Saufen gebe, daß man bisweilen aderlasse, sind sehr gute Vorbauungs- und Hülfsmittel dagegen. Einige brauchen Hanfsaamen dagegen, der aber wol nichts hilft. Manche pflegen einen glühenden Brand dem Schweine in den Rachen zu stecken, welches aber wol nur alsdenn hilft, wenn die Finnen bloß auf der Zunge oder am Gaumen sind **).

*) Oekonomie-Wochenblatt ꝛc. 1790. S. 236.
**) Riems Encyclopädie ꝛc. Januar S. 16.

V.

Vom Ackerbau*).

A. Vom verschiedenen Boden, auf welchem der Ackerbau getrieben zu werden pflegt.

Erster Abschnitt.
Von der Beschaffenheit des Bodens.

Erstes Capitel.
Von den äußern Kennzeichen des Bodens.

1. Caspar Erdmann in Gumpelstadt übergab kurz vor seinem Tode sein Ackergut seinem Sohne Heinrich mit der Lehre, daß er bey Bestellung der Aecker ja sorgfältig auf den verschiedenen Boden derselben Achtung geben möchte. Heinrich glaubte in dieser Lehre die erste Regel des Ackerbaues zu finden: „Lerne zuvörderst den Boden deiner Aecker recht genau kennen **). „ Nur war er verlegen, wie er

*) Dieses beziehet sich auf Nr. IV. des vorigen Hefts von der Bäckerey.

**) Oekonomische Hefte für den Stadt- und Landwirth. 1ter Heft. Leipzig bey Voß und Leo. S. 47.

zu dieser wichtigsten Kenntniß am sichersten und leichtesten gelange.

2. Das erste, worauf er bey der Untersuchung des Bodens seiner Aecker seine Aufmerksamkeit richtete, war die verschiedene Farbe derselben. Er hatte schwarzen Boden auf Aeckern, die zunächst um seinen Hof herum lagen, und die an Fruchtbarkeit vor allen andern den Vorzug hatten. In einiger Entfernung hatte er rothen Boden von mittlerer Güte, weiter davon weißen und gelblichrothen von geringern Werth, dann abermals schwarzen von noch geringerer Fruchtbarkeit, darauf abermals rothen von fast gar keinem Werth. In einer andern Gegend wechselten schwarzer Boden von gutem Werth mit rothem, gelbem und grauem von geringerm Werth ab, und in der Höhe war die Farbe der Aecker abermals schwarz, deren Ertrag bisweilen sehr stark, oft aber auch weniger als mittelmäßig ausfiel. Da er diese Untersuchung eine Zeitlang fortgesetzt hatte, gerieth er ganz natürlich auf den richtigen Schluß, daß die Farbe des Bodens allein genommen, ein sehr trügliches und in den meisten Fällen unbrauchbares Mittel zur Untersuchung der verschiedenen Güte der Aecker sey *).

3. Eben so unzuverlässig fand er auch die Mittel, welche ihm einige Landwirthe zu seiner Absicht empfahlen, und die sich auf sein Gefühl der Schwere, auf seinen Geruch und auf seinen Geschmack bezogen. Schwerer Boden sollte gutes und leichter Boden mageres Land bedeuten. Ob der Boden schwer oder leicht sey, sollte er durch das Gefühl der Schwere, da er etwas von der Erde des Bodens in die Hand fassete, erfahren. Er hatte schweren fetten und thonigen Boden, der allerdings bey günstiger

*) F. L. Walthers Lehrbegriff der deutschen Landwirthschaftswissenschaft. Gießen 1790. S. 30. §. 7.

ger Witterung sehr fruchtbar war. Er hatte aber auch schweren Boden, der aus lauter kleinem Geschiebe von eisenschüssigen rothen kieselartigen Steinchen bestand, den er für nichts weniger als fruchtbar, sondern für den unfruchtbarsten halten konnte. Er hatte leichten aus aufgelöstem Kalktuff oder an einem andern Orte aus Flugsand bestehenden Boden, der allerdings sehr unfruchtbar war; er hatte aber auch leichten Boden an Stellen, wo gute Dammerde mit darunter liegender fein aufgelöster Kalk- oder Mergelerde gemengt war, die ihm die ergiebigsten Erndten lieferte.

4. Ein angenehmer Geruch, der nach einem auf anhaltende Dürre erfolgten Regen vom Boden aufstieg, sollte den Gehalt flüchtiger Oele und Salze bedeuten, und dem Pflanzenbau sehr günstig seyn; ein widriger Geruch, den Moräste und metallische Erden in diesem Falle ausdünsten, sollte unfruchtbaren Boden anzeigen *). Diese Regel schien ihm zwar in vielen Fällen ihre Richtigkeit zu haben, nur meinte er, der Sinn des Geruchs sey selten so stark und unverdorben, daß er sich in diesem Fall leicht anwenden lasse. Bey den Landleuten besonders pflege der Geruch gemeiniglich äußerst schwach zu seyn, welches in ihrer Lebensweise einen natürlichen Grund habe, und außerdem sey es bekannt genug, daß das, was dem einen angenehm zu riechen scheine, dem andern widrig sey, und umgekehrt.

5. Eben dieses galt Erdmannen auch von der Anwendung des Geschmacks, der ihm bisweilen zur Erforschung der Güte des Bodens empfohlen wurde. Thonige Erden haben zwar einen säuerlichen zusammenziehenden Geschmack; alkalische oder kalkartige einen faulichten; und ein allzusalziger stumpfer Ge-

*) ebend. S. 31. §. 10.

schmack soll eine unfruchtbare Erde verrathen *). Erdmann meinte, so lange er noch sichrere Mittel zur Unterscheidung des thonigen, kalkigen und morastigen Bodens vor sich sähe, möchte er sich nicht mit diesem ihm sehr trüglich scheinenden und auf eine ungewohnte Kost sich beziehenden Mittel abgeben.

6. Ein anderer Landwirth suchte ihm die Eintheilung begreiflich zu machen, die von der Kälte und Wärme, von der Nässe und Trockenheit, von der Säure und Milde, von der Fettigkeit und Schärfe des Bodens der Felder hergenommen war. Die Erklärung davon war diese: **Kalter Boden** ist mehrentheils ein thoniger, feuchter und tief liegender Boden, der vielen hitzigen Mist als Schaafdünger und Pferdemist vertragen kann, und besser für Weizen und Hafer als für Roggen und Gerste gebraucht werden kann. **Warmer und heißer Boden** ist mehrentheils sandig, trocken und hochliegend, dem hitziger Mist schädlich ist, und auf den kühlende Düngarten als Schweinemist und Kühmist vortheilhafter wirken. Roggen als Winterfrucht, und Linsen oder noch besser Kichern als Sommerfrucht, pflegen auf ihm am schicklichsten gebaut zu werden. **Nasser Boden**, auf dem sich immer stehende Feuchtigkeiten aufzuhalten pflegen, liegt gemeiniglich tief, wo es an Abzügen fehlt, oder wenn er auf Anhöhen oder auf Abhängen der Berge angetroffen wird, sind Quellen, Gypsschlotten oder Naßgallen unter oder neben ihm befindlich. In trocknen Jahren ist er fruchtbar, in nassen Jahren hingegen ist wenig von ihm zu erwarten. **Trockner Boden** ist das Gegentheil von dem vorigen. Er verlangt nasse Jahre, wenn die Frucht auf ihm gedeihen soll. **Saurer Boden** hat Morast zum Grunde oder in der Nähe, auf dem stehende und faulende Feuchtigkeiten das Wachsthum guter Getreide- und guter süßer Gras-

*) ebend. S. 32. §. 12.

Grasarten hindern. Der Ackerbau auf ihm belohnet selten die darauf gewendete Mühe. Milder Boden ist weder zu trocken noch zu naß, weder zu scharf noch zu strenge, ist leicht zu bearbeiten und der Fruchtbarkeit sehr zuträglich. Fetter Boden bestehet mehrentheils aus schwarzem Thon, und verlangt nur wenig Mist, wenn das Getreide auf demselben, ehe es noch völlig reif wird, sich nicht lagern und verfaulen soll. Scharfer Boden ist mehrentheils mit metallischen und vitriolischen Theilchen stark gemischt; er kommt bald von blauer, bald von gelblichgrauer, bald von rother Farbe vor. Man kann ihm nie Mist genug geben, wenn die Erndten nur einigermaaßen die Mühe der Bearbeitung belohnen sollen, dessen Kraft dann doch immer mit jedem Jahre wieder in demselben zerstöret wird.

Zweytes Capitel.

Von dem innern Gehalt des Bodens.

1. Besser als die eben angeführten Eintheilungen gefiel Erdmannen die Anweisung, nach welcher er den Boden seiner Aecker in Rücksicht auf den Gehalt der vorwaltenden verschiedenen Erdarten untersuchen konnte. Hier lernte er vier verschiedene Hauptarten von Erde unterscheiden, die den verschiedenen Boden seiner Felder ausmachten. Diese waren die Moder-Erde, die Thon-Erde, der Sand, und die Kalk-Erde.

2. Die Modererde oder Gewächserde oder die schwarze Gartenerde ist die beste und fruchtbarste, und entstehet aus den vermoderten Gewächsen, die darin verfaulen, sich auflösen, und den Nahrungsstoff zu neuen künftigen Geschlechtern vorbereiten. Die fetten und öhlichten Theile, die sie enthält, befinden sich zugleich

zugleich in einem lockern Zustand, worin sich nicht allein die Wurzeln freyer ausbreiten, sondern die Feuchtigkeiten der Luft auch leichter eindringen können. Sie unterscheidet sich von andern Erdarten durch eine schwarze oder dunklere Farbe, breitet sich im Wasser in die feinsten Theile aus, und sinkt, wenn es stille steht, darin bald wieder zu Grunde. Trocken ist sie los und locker, fällt leicht auseinander, und verfliegt bey der Dürre in Staub. Man nennt sie daher auch Stauberde. Nach dem Brennen verwandelt sie sich in Asche, wie die Gewächse, woraus sie entstanden ist. Eine Abänderung von dieser fruchtbaren Gewächserde ist die Sumpf- oder Moorerde. Diese ist eine weiche, schwammige, feuchte, scharfe und unfruchtbare Erde, die sich im Wasser bildet, welches keinen Abzug hat. Verschiedene Moorpflanzen und Moose, die darin verrotten, setzen jährlich eine grobe und halbvermoderte Erde darin ab, die in diesem Zustande für die mehresten, besonders für die nutzbarsten Gewächse, sehr unfruchtbar ist. Durch Sonne, Luft und Witterung, wenn sie ins Trockne gesetzt wird, kann sie unterdessen sehr verbessert und in eine gute Gewächserde verwandelt werden *).

3. Die Thonerde giebt ebenfalls einen fruchtbaren Boden ab, dessen Farbe bald blau, bald gelb, zuweilen auch eisenschüssig roth ist. Gewöhnlich nennt man den Boden der Thonerde auch Leimen. Feucht ist er zähe, weich, schlüpfrig und nimmt jeden Eindruck an, den er ausgetrocknet behält; trocken aber ist er fest, fast steinartig, und nimmt im Feuer eine beständige Härte an **).

4. Den Sand kann man einigermaaßen an seiner weißlichen, grauen, gelben, zuweilen rothen eisen-

*) C. C. L. Hirschfelds Handbuch der Fruchtbaumzucht. Erster Theil. Braunschweig 1788. S. 38.
**) Ebend. S. 42.

senschüssigen Farbe, besser aber durch das Scharfe und Rauhe, welches er beym Anfühlen zeigt, erkennen. Seine Theile sind ganz kleine Quarz- oder Kieselsteinchen, die bald eckig, bald abgerundet, allemal aber untereinander in keiner oder doch nur sehr lockerer Verbindung sind, an und für sich aber eine solche Festigkeit und Härte haben, daß sie die Wurzeln der Pflanzen nicht durchdringen können *).

5. Der Kalk macht sich einigermaaßen durch seine graue oder weißliche Farbe, vorzüglich aber dadurch kennbar, daß er mit Essig, Scheidewasser oder andern Säuren, wenn man solche auf ihn gießet, in eine Gährung geräth und aufbraust. In freyer Luft zerfällt er und löset sich in die feinsten Theile auf. Im Wasser vertheilt er sich so sehr, daß dieses von ihm selbst seine Farbe annimmt. Eine Abänderung von ihm ist der Gyps, der alle Eigenschaften mit ihm gemein hat, nur daß er wegen der ihm beygemischten Vitriolsäure nicht mehr mit den Säuren gähret oder aufbrauset **).

6. Im reinsten Zustande können alle diese hier bemerkte vier Haupt-Erdarten unfruchtbar genennt werden. Die Gewächserde ist zu fett und locker, der Sand zu mager, der Thon zu zähe, und der Kalk und Gyps zu ätzend, als daß einiges Wachsthum der Gewächse in ihnen stattfinden könnte. Zum Glück für die Bewohner der Erde werden sie nur äußerst selten in diesem reinen Zustande auf der Oberfläche derselben angetroffen. Gewöhnlich findet man sie schon einigermaaßen untereinander gemischt auf der Dammerde, und nur erst dann sind sie zur Fortpflanzung der Gewächse geschickt, wenn sie in gewissen Graden der Mischungen miteinander vereiniget sind. Allgemein betrachtet würde eine Mischung, worin wenig

*) Ebend. S. 46.
**) Ebend. S. 49.

nig Sand, etwas mehr Kalk, noch mehr Gewächserde, und am meisten Thon, zusammentreffen, ein sehr fruchtbarer Boden für den größten Theil der Gewächse genennt werden können *). Je nachdem eine von diesen Haupt-Erdarten in der Mischung vorwaltet, wird der Boden des Feldes darnach benennt.

7. Erdmann lernte nach dieser Anleitung die Verschiedenheit seiner Aecker in Rücksicht auf den innern Gehalt ihres Bodens bald genauer kennen. Die Aecker Nr. 1. in der Nähe um seinen Hof herum hatten vielen Gehalt an Gewächserde, die mit dem tiefer darunter liegenden Sand oder Kalk so gemischt war, daß er sie mit Recht unter seine fruchtbarsten und leicht zu bearbeitenden Felder rechnen konnte. In einiger Entfernung davon nahm bey den Aeckern Nr. 2. die Gewächserde ab, und der Gehalt an Thonerde wurde vorwaltend. Hier war der Boden, im Ganzen genommen, weniger fruchtbar, zähe, kalt, bald zu naß, bald zu trocken, und schwer zu bearbeiten. Es gehörten günstige Witterungsumstände dazu, wenn die Erndte auf demselben sehr reichlich ausfallen sollte. In weiterer Entfernung auf den Aeckern Nr. 3. nahm die Thonerde ab, und der Sand machte den vorwaltenden Gehalt der Felder aus. An der Grenze von beiden hatte er verschiedene gute leicht zu bearbeitende und fruchtbare Stücke, deren Boden in einer fast gleichen Mischung von Sand und Thon und einiger durch Düngung und Bearbeitung hinzugekommenen Gewächserde bestand. Die Sandfelder hingegen selbst erforderten zwar noch weniger Arbeit, aber desto mehr Dünger und vorzüglich feuchte Witterung. In noch weiterer Entfernung befanden sich hinter dem Sand wieder einige Aecker Nr. 4., deren Boden rother eisenschüssiger blattriger Thon oder Letten war, an welche Kalkfelder Nr. 5. an-

*) S. ebend. S. 51.

anstießen. An der Grenze von beiden, wo der Boden einen natürlichen Mergel, das ist, eine gleiche Mischung von Thon und Kalk, ausmachte, waren abermals verschiedene vortreffliche und fruchtbare Stücke; der Boden der Kalkfelder hingegen war äußerst mager, steinigt, trocken, scharf, und forderte, wenn die Erndte gut ausfallen sollte, öftere Abwechselung von Regen und Sonnenschein. An mehreren Orten dieser Kalkfelder traf er theils größere theils kleinere Stellen an, deren Boden bald reiner Gyps, bald mit Thon (Gypsthon), bald mit Kalk gemischter Gyps (nicht völlig mit Vitriolsäure gesättigter Kalk) waren. Dieses waren die unfruchtbarsten Stücke seines Ackergutes. Sie waren unter dem Namen der Naßgallen bekannt genug, und so mühsam ihre Bestellung zum Ackerbau war, so wenig wurde auf ihnen eingeerndtet. Hinter diesen Kalkfeldern in etwas tieferer Lage waren einige Aecker Nr. 6. von sehr schwarzem Boden, der aus einer Mischung von schwarzem übelriechenden Thon und Kalk bestand, und den ein starker beygemischter metallischer Gehalt äußerst unfruchtbar machte. Auf dieses schwarze Land folgten noch nach dem Gebürge zu viele Aecker Nr. 7. die einen rothen kiesigen aus groben Sand mit eisenschüssigem Thon gemengten Boden hatten, der an den Stellen, wo er eben lag, und es nicht am nöthigen häufigen Regen fehlte, die Mühe der Bestellung noch einigermaaßen belohnte; an abhängigen Feldern aber selten einigen Vortheil gewährte. Auf der dieser Lage seiner Felder entgegenstehenden Seite hatte Erdmann jenseit seines Hofs an der Gränze seiner oben Nr. 1. bemerkten guten schwarzen mit vieler Gewächserde versehenen Felder abermals auf Aeckern Nr. 8. einen kiesigen Boden, der aber viel fruchtbarer als dieser so eben Nr. 7. bemerkte kiesige Boden in der Entfernung war. Er bestand aus vielen kleinen sandartigen,

artigen, thonigen und kalkartigen Steinchen, die mit besserm Thon, als es jener eisenschüssige war, und mit hinreichender Gewächserde ohne merklichen metallischen Gehalt gemengt waren. Nicht nur in diesem bessern Gemengsel des kiesigen Bodens, sondern auch in der nähern Lage an dem Dorfe, vermöge deren theils der Dünger leichter hierauf gebracht werden konnte, theils auch der von dem Dorfe fast beständig aus den Schorsteinen aufsteigende zur Fruchtbarkeit des Landes sehr viel beytragende Rauch sich hier bequemer niederlassen konnte, lag der Vorzug, den dieser kiesige Boden für andern hatte. Die Bearbeitung war, wenn die Dürre nicht zu stark war, leicht, nur durfte es nicht an dem nöthigen Dünger fehlen. Hinter diesen guten kiesigen Aeckern waren Sandfelder, deren Gehalt und Güte mit den oben Nr. 3. bemerkten übereinkam. Auf diese folgten Nr. 9. gelbe mit etwas Kalk gemischte Thonfelder von vorzüglicher Güte; an welche Kalkfelder Nr. 10. stießen, die zwar sehr steinig waren, aber doch bey weniger Dünger reichlichere Erndten lieferten, als die entgegenstehende oben Nr. 5. bemerkten lockern Kalkfelder. Weiter nach der Höhe zu waren sehr steinige Felder Nr. 11. von schwarzem oder schwarzgrauem etwas feuchten Boden, der fast ganz aus abgerollten kleinen oder größern schwarzen thonartigen sehr festen Steinen bestand, auf dem die Aecker, wenn es nicht an der nöthigen Wärme und Trockenheit fehlte, oft sehr ergiebige Erndten lieferten. Die größern Steine wurden bisweilen abgelesen, die kleinern aber mußten, wenn der Boden nicht weniger ergiebig werden sollte, liegen bleiben.

Drit-

Drittes Capitel.

Von der Verschiedenheit des Bodens in Rücksicht auf die besondern Schichten unserer Erdrinde.

1. Erdmann erzählte seine über die verschiedene Beschaffenheit des Bodens seiner Felder gemachte Untersuchungen dem Prediger seines Orts, der ein Liebhaber der Gebürgskunde war. Dieser belehrte ihn, daß er auch auf einem andern eben so zuverlässigen Wege zur Entdeckung der Ursachen von der verschiedenen Güte und Fruchtbarkeit seiner Felder hätte gelangen können. Da Erdmann bey seiner letzten Untersuchung gefunden hatte, daß es dann doch auf Sand- Thon- und Kalkfelder und deren Mischung im Allgemeinen allein nicht ankomme, ein Urtheil über ihre verschiedene Güte abzusprechen, so ließ er sich den fernern Unterricht seines Predigers gefallen.

2. Dieser führte ihn auf die äußerste disseitige Höhe seines Gutes, und zeigte ihm, wie der Boden der noch höher darüber liegenden Waldungen sehr mager, steinig und eisenschüssig sey. Er machte ihn auf die Beschaffenheit und den Gehalt der verschiedenen unter dem Boden derselben liegenden Steinarten aufmerksam; zeigte ihm den die unterste Schicht unserer Erdrinde ausmachenden, leicht zu zerbröckelnden Granit, den anliegenden Glimmerschiefer, den äußerst magern und so schwer aufzulösenden Porphyr, und den alle diese Steinlager durchschneidenden und durchklüftenden ganz unfruchtbaren Quarz. Er nennte diese Lager Steinschichten des Urgebürges. Schon an und für sich, meinte er, enthielten sie nichts, was die Fruchtbarkeit befördern könnte, und wären außerdem noch durch den Gehalt so vieler metallischen Theile zur Entwickelung und zum Wachs-

thum der Pflanzen ungeschickt. Zum Glück für die Bewohner dieses urgebürgigen Bodens habe unterdessen die Natur seit Jahrtausenden eine überaus große Menge durch verfaulte Vegetabilien an Flechten, Moos, Schwämmen, Gräsern, Heidekraut und Bäumen entstandene Gewächserde hier abgesetzt, und von höhern abhängigen Gegenden auf die tiefer und eben liegende Felder und Wiesen geschwemmt, wodurch allerdings der an und für sich unfruchtbare Boden hie und da in sehr fruchtbaren sey verwandelt worden. Nur dürfen, sagte er, die Felder in diesen Gegenden nicht sehr abhängig, oder durch eine fehlerhafte Cultur, da man sie nur eine Zeitlang aussaugt, ohne sie jedesmal hinreichend zu düngen, nicht zu sehr ausgesaugt seyn.

3. An dem Abhang der urgebürgigen Gegenden und an dem Fuß derselben lagen nun die oben mit Nr. 7. bemerkte rothe kiesige Aecker. Der Prediger sagte Erdmannen, daß diese Erdschicht in der Gebürgskunde das Todtliegende genennt werde. Der Boden der hier befindlichen Aecker bestand aus lauter abgerolltem, theils zusammengebackenem, theils lockerem Geschiebe von obigen urgebürgigen Steinarten, nemlich aus Stückchen von Granit, Glimmerschiefer, Hornstein, Quarz und Porphyr, die mehrentheils mit einem groben eisenschüssigen Thon, der seinen Ursprung dem Porphyr größtentheils zu danken hatte, gemengt waren. Da ihr innerer Gehalt dem urgebürgigen Boden gleich kommt, so gilt von ihm eben das, was von diesem gesagt ist. Eben liegende Aecker in diesem Boden belohnen, wenn sie hinreichend gedüngt werden, noch einigermaaßen die auf ihre Bestellung angewendete Mühe; abhängige Felder werden besser zu Waldungen oder zur Hut für Schäfereyen benutzt.

4. Auf

4. Auf dieses Todtliegende folgte der oben unter Nr. 6. bemerkte schwarze größtentheils unfruchtbare Boden. Er ist das zu Tage ausgehende bituminöse Mergelschieferflötz, oder eine Lage von schwarzen Schiefern, deren Gehalt theils Thon, theils Kalk, theils schwarzes Erdharz ist. Diesem Gehalte nach müßte man diesen Boden für sehr fruchtbar vermuthen, und er würde es auch seyn, wenn er nicht mit sehr vielen metallischen, der Fruchtbarkeit widerstehenden Theilchen von Eisen, Kupfer, Arsenik, Kobolt, Bley ꝛc. gemischt und gemengt wäre. Diesem letzten Umstande war es zuzuschreiben, daß Erdmann seine hier liegende wenige Aecker fast gar nicht brauchen konnte, und daß die oben angeführten Regeln und guten Zeichen des Bodens, die von Farbe, Geruch und Gehalt der vorwaltenden Erdarten hergenommen waren, hier nicht angewendet werden konnten.

5. Auf diesen bituminösen Mergelschiefer folgten ausgebreitete weitläuftige oben mit Nr. 5. bezeichnete Felder, von grauem und gelblichem Kalk, der wegen seines bey sich führenden Erdharzes das bituminöse Kalkgebürge, oder das Stinkstein-Lager, oder das Kalklager unter dem Sand in der Gebürgskunde genennt wird. In den untersten Lagen ist demselben noch vieler Thon beygemischt. Vermöge dieses Gehaltes hätte man die Aecker, die auf diesem Boden lagen, für sehr fruchtbar halten sollen. An einigen Stellen, besonders wo sie tief und kesselförmig lagen, waren sie es wirklich, an andern um so weniger, je mehr sich Spuren von Metallen im tiefer liegenden festen Gestein in ihren Klüften und Rissen zeigten. Auf einigen Anhöhen in diesen kalkartigen Feldern war die Unfruchtbarkeit aus dem Grunde noch stärker, weil die graue Farbe oder das Erdharz ganz fehlte, der Kalk hingegen sehr leicht,

 sand-

sand- und staubartig war, und seinen Ursprung aus aufgelöstem Kalktuff hatte, oder welches einerley ist, der Boden derselben war eine ganz reine Kalkerde. An mehrern Stellen gingen auf diesen Kalkfeldern Gypslager zu Tage aus, oder es waren ziemlich große Behälter unter dem Boden derselben mit Gyps angefüllt; die darauf und in der Nähe liegenden Felder taugten deswegen nichts, weil hier theils die vom beständigen Auflösen des Gypses herrührende Nässe zu stark, theils dessen Schärfe zu ätzend war.

6. Diese Kalkschichten werden in der Folge mit einem rothen etwas schieferigen Thon bedeckt, die den Boden der oben unter Nr. 4. bemerkten thonigen Aecker ausmachen. Er ist das Ausgehende einer Lettenschicht, die in der Zusammensetzung unserer Erdrinde jedesmal auf das bituminöse Kalkflötz zu folgen pflegt. Thonige Felder haben zwar meistentheils einen tiefen Boden und die Erndten auf denselben, wenn nur die Saatzeit nicht zu naß war, oder im Herbst zu spät erfolgte, pflegen ergiebig zu seyn. Wegen ihrer Zähigkeit, Schwere und Fettigkeit sind sie aber schwer zu bearbeiten, und fordern eine günstige, weder zu trockne, noch zu nasse Witterung. Diese unter dem Sand hervorkommende Schicht hat außerdem noch den Fehler, daß sie überall sehr eisenschüssig ist, welches, wenn es nicht durch reichlichen und guten Dünger geschwächt wird, der Fruchtbarkeit der Gewächse nachtheilig ist.

7. Auf diese rothen thonigen Aecker, die nur einen schmalen Strich ausmachten, folgten nun die oben von Erdmann mit Nr. 3. bezeichneten etwas weitläuftiger sich erstreckenden Sandfelder. Dieses auf jene schmale Thonschicht folgende Sandlager pfleget an der Gränze, wo es mit dem Thon wechselt, einen fruchtbaren und leicht zu bearbeitenden Boden zu liefern. Auf Anhöhen waren diese Sandfelder mager,

und

und verlangten vielen aber nicht sehr hitzigen Dünger; in ebener Lage waren sie fruchtbarer, leicht zu bearbeiten, und lieferten, wenn es nicht zu heiß oder zu trocken war, ergiebige Erndten.

8. In der Folge lag über dem Sandlager wieder eine Thonschicht, die für die so eben unter dem Sandlager bemerkte Lettenschicht in so fern große Vorzüge hatte, daß sie theils weniger eisenschüssig, theils mehr mit dem darüber liegenden fettern Kalk, wenigstens an dessen Gränze gemengt und gemischt war. Hier lagen die oben mit Nr. 2. bezeichneten thonigen Felder, die sonst keinen Fehler hatten, als daß die Wege durch sie sehr beschwerlich waren, und ihr Boden bey nasser Witterung sehr mühsam, und bey anhaltender Dürre fast gar nicht zu bearbeiten war.

9. An diese thonigen Aecker stießen nun die obigen mit Nr. 1. bemerkten in der Nähe des Dorfs und um dasselbe herumliegenden schwarzen Felder von lockerm Boden an, der zusammengeschlemmtes, kleines, sehr fein aufgelöstes Geschiebe von Kalk, Thon und Sand zur Unterlage hatte, und nach der Oberfläche zu mit hinreichender Damm- oder Gewächserde gemischt war.

10. Jenseit des Hofes oder des Dorfs dauerte obiges als Unterlage unter dem schwarzen fetten Boden bemerkte kleine Geschiebe, welches in vorigen Zeiten der damals größer gewesene Bach hier abgesetzt hatte, noch eine Strecke fort, wo sich endlich die gute Gewächserde nach und nach immer mehr verlohr, und den oben, bey den Aeckern mit Nr. 8. bezeichnet, bemerkten kiesigen Boden ausmachte, dem, wenn er nicht so fruchtbar war, als der schwarze Boden selbst, nur die reichlichere Düngung fehlte.

11. Hinter diesen kiesigen Aeckern kam die so eben 8. bemerkte Thonschicht wieder zum Vorschein,

und die auf diesem Boden liegende thonige Felder, die oben mit Nr. 9. bezeichnet waren, hatten mit jenen gleichen Werth und gleiche Güte; gleichen Vortheil und gleichen Nachtheil.

12. Auf diesen Thon folgte ein mächtiges Kalklager, dessen Kalk beynahe aus lauter versteinerten Ueberresten ehemaliger Seethiere bestand, und der, ob die Felder oben Nr. 10. darauf gleich nicht sehr eben, sondern oft sehr abschüssig lagen, doch zum Wachsthum und zum Gedeihen der darauf gebauten Früchte sehr vortheilhaft war.

13. Hinter diesen kalkigen Anhöhen lagen etwas ebnere Felder, deren Boden ganz mit theils kleinern, theils größern Basaltgeschieben bedeckt waren, die ihren Ursprung von einer gleich in der Nähe sich befindenden Basaltkuppe hatten. Die Farbe des Bodens war theils ganz schwarz, wie die Steine, die ihn bedeckten, theils schwarzblau, welche Farbe vom aufgelösten Basalt herrührte, und die hier befindlichen, oben unter Nr. 11. bemerkten Aecker lieferten, ob ihnen der Dünger gleich nur selten oder doch nur sparsam zugetheilt wurde, oft sehr gute Erndten, wenn es nur nicht an der nöthigen Wärme fehlte. Bey zu kalter oder zu feuchter Witterung konnte unterdessen wenig von ihnen erwartet werden.

14. Da Erdmann den Boden seiner Aecker nunmehr sowohl nach den äußern Kennzeichen (der Farbe, der Schwere rc., als auch nach seinen innern Bestandtheilen, ob es thoniger, sandiger, kiesiger, kalkiger oder fetter Boden sey, kannte; da er noch überdies von den verschiedenen Schichten unserer Erdrinde, die auf seinen Aeckern vorkamen, oder zu Tage ausgingen, und von deren Einfluß auf Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit war belehret worden; so war es ihm nun leicht, seinen Aeckern theils durch Vermengung und Vermischung der verschiedenen Erdarten,

ten, die er überall auf seinen Aeckern antraf, theils aber auch durch den für jeden Boden schicklichen Dünger, theils aber auch durch die Art und Zeit, mit und in welcher jeder Boden bearbeitet werden mußte, einen höhern Grad von Vollkommenheit zu ertheilen.

Viertes Capitel.

Besondere Bemerkungen der vorzüglichsten Schichten unserer Erdrinde, worauf Ackerbau getrieben zu werden pflegt, in Rücksicht auf Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit.

1. Der Fall wird zwar nur äußerst selten eintreffen, daß auf einer so kleinen Strecke, als es der Bezirk einer Dorfsflurmarkung zu seyn pflegt, so viele verschiedene Schichten der Erdrinde zu Tage ausgehen sollten, wie er an dem Ort eintraf, wo Erdmann wohnte und Aecker hatte; unterdessen wird man doch auch nicht leicht eine weitläuftige Flurmarkung antreffen, wo nicht wenigstens einige verschiedene Schichten den Boden der Felder ausmachen sollten. Und gesetzt auch, nur eine einzige sich gleichbleibende Schicht unserer Erdrinde mache in einer Gegend die Oberfläche, oder eigentlich den gleich unter der Dammerde liegenden Grund unserer Felder aus, so wäre es doch wol der Mühe werth, diese besonders genau zu kennen, und sich von ihrem Einfluß auf Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit belehren zu lassen. Für manche Gegenden ist diese Bemerkung der verschiedenen Erdschichten wichtiger, als die Untersuchung des verschiedenen thonigen, sandigen oder kalkigen Bodens, auf dem man Ackerbau zu treiben genöthiget ist.

2. Die tiefste oder die innerste Schicht, die man in unserer Erdrinde entdeckt hat, und die man auch wol, weil man nicht tiefer hat eindringen können,

nen, den Erdkern nennt, ist der Granit. Er gehet nur an hohen Gebürgen hier und da zu Tage aus. Er zerbröckelt sich an der Luft und giebt einen kiesigen Boden. Theils auf ihm, theils neben ihm giebt es einige mehr oder weniger von ihm verschiedene Steinarten, als Gneus, Glimmerschiefer, Porphyr, Thonschiefer, Quarz ꝛc. die aber in Rücksicht auf Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit für die Gewächse keinen, oder doch nur einen geringen, Unterschied ausmachen. An und für sich sind diese sogenannte urgebürgige Schichten oder Steinlager unfruchtbar, und würden kaum zu bewohnen seyn, wenn nicht die Natur seit undenklichen Jahren auf ihrem Boden eine überaus große Menge von Gewächserde abgesetzt hätte, die demselben einen weit größern Vorzug für andern folgenden Erdschichten, die an und für sich fruchtbarer sind, geben würde, wenn nicht die Höhe ihrer Lage und der Stand ihrer Gebirge zum rauhen Klima, und dadurch zum dürftigern Wachsthum der Pflanzen Veranlassung gegeben hätte. In diesen urgebirgigen Gegenden, wo es überhaupt, besonders in Vertiefungen und Thälern, an vieler und guter schwarzer Gewächserde nicht fehlt, hat man bey Urbarmachung derselben weniger auf den Boden selbst, als auf seine Lage gegen Sonne und Winde, überhaupt auf das Klima zu sehen.

3. Mehrentheils in tieferer Lage, aber doch auf und neben diesen eben bemerkten Steinlagern, die das Urgebirge ausmachen, liegt das Todtliegende. Diese Schicht bestehet aus lauter theils kleinen, theils größern Steinen des Urgebirges, und in Rücksicht auf Fruchtbarkeit gilt von ihr eben das, was vom Urgebirge selbst bemerkt worden ist. Man trifft das Todtliegende zwar nicht selten im Urgebirge selbst, am meisten aber doch am Fuß derselben, an. In denjenigen Ortschaften, die am Fuß der Urgebirge,

birge, aber doch schon auf kalkigem oder sandigem Boden liegen, befinden sich mehrentheils die äußersten Aecker der Flurmarkung nach dem Gebirge zu auf dieser Schicht, worauf gemeiniglich, weil die Gewächserde seit langen Jahren ausgesogen, und die Zufuhr des Düngers mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, nur kümmerlicher Ackerbau getrieben wird.

4. Auf diesem Todtliegenden oder auf dieser grobkiesigen mehrentheils sehr eisenschüssigen Schicht liegen mehrere Schichten, die sich vorzüglich durch Thon, Kalk, Bitumen oder Erdharz, durch viele metallische Theile, die darin besonders in Rücken Adern und Klüften vorkommen, auch durch Gyps, der theils lager-, theils nesterweise in den obern Schichten angetroffen wird, auszeichnen. In der Gebirgslehre werden sie von einigen Schriftstellern das Mittelgebirge, von andern das bituminöse Flötzgebirge, vom gemeinen Bergmann gewöhnlich die Flötze der Bergleute genennt, weil in den Gegenden, wo diese Schichten zu Tage ausgehen, oder doch nicht tief unter der Dammerde liegen, starker Bergbau getrieben zu werden pflegt. Man unterscheidet bey diesen Flötzen von unten herauf nach der Höhe zu: a) schwarzen bituminösen Mergelschiefer, der mehrentheils vieles Kupfer bey sich führet; b) den Zechstein, der ein verhärteter grauer Mergel ist, aber auch noch viele metallische Adern und Klüfte in sich hält; c) den Stinkstein, der ein bituminöser Kalk ist; d) das bituminöse Gypslager; e) die Anhöhen und Klippen oder Felsen von Kalktuff, die hie und da auf der Oberfläche dieser Flötze gefunden werden. An der Seite nach dem Todtliegenden zu ist bey diesen Schichten Thon und Bitumen am häufigsten. Beides nimmt aber in den höher liegenden Schichten ab, so wie der Kalk in diesen zunimmt; zuletzt scheint sich der Thon ganz und endlich

auch das Erdharz zu verliehren. Alle diese Schichten sind mehr oder weniger unfruchtbar zu nennen, und erfordern sehr vielen Dünger, der fast jedes Jahr, wenn auch wenig darauf erbauet seyn sollte, wieder erneuert wedren muß. Das Scharfe und Aetzende, welches den Dünger und seine Kraft so schnell zerstöhret, kann weder im Thon, noch im Kalk, noch im Erdharz gesucht werden. Es liegt vielmehr theils in den metallischen Theilen, die diesen Schichten so häufig beygemischt sind, theils in dem allzuvielen Gyps, der zwar, wie alle Salze, in einer geringen Gabe als ein Gewürze sehr heilsam ist, hier aber durch seine Menge offenbar schadet. Da dieser Kalk keine Versteinerungen von Seethieren oder doch nur geringe Spuren davon im Kalktuff hat, so fehlet ihm auch das Fette und das der Fruchtbarkeit so zuträgliche Bindende, welches man im Kalklager über dem Sande bemerkt. Die aus wieder aufgelöstem Kalktuff bestehende Felder haben einen überaus lockern und sogenannten Aschenboden; sie lassen sich leicht bearbeiten, und man sollte sie bey ihrer Bearbeitung dem Ansehen nach für die fruchtbarsten Aecker halten. Sie belohnen aber selten die Mühe, die man auf ihre Bestellung wendet.

5. In der Ordnung der verschiedenen Schichten unserer Erdrinde folgt auf dieses ziemlich unfruchtbare Kalklager eine schmale Thonschicht, die gewöhnlich rothblättrig oder sehr dünnschieferig und eisenschüssig ist. Wo sie zu Tage ausgehet, ist sie dem Weizenbau sehr zuträglich. Sie verlangt vielen und hitzigen Dünger, der Pferch von Schafhürden ist für sie am besten. Ihre Bearbeitung hat oft große Schwierigkeiten. Oft kommt es bey dem rechten Zeitpuncte derselben nicht bloß auf Tage, sondern sogar auf Stunden an. Sie darf bey der Bestellung weder zu naß, noch zu hart seyn. Just im Mittelpunct von beiden, der oft nur einige Stunden ausmacht, ist sie

leicht

leicht zu bearbeiten und wird locker, in welchem Fall man bey ihr zum voraus einer guten Erndte versichert seyn kann.

6. Auf diese schmale Thonschicht folgt ein sehr ausgebreitetes Sandlager, welches in seinem Ausgehenden große Strecken, oft ganze Länder und Provinzen, ausmacht. Bey dieser Schicht kommt es besonders sehr viel auf die Lage und auf die bereits vorhergegangene Cultur an, ob sie fruchtbar oder unfruchtbar genennet werden kann. Ueberhaupt ist sie leicht zu bearbeiten, und zum Roggenbau, zum Gerstenbau und zu Wurzelgewächsen sehr vortheilhaft. Auf Anhöhen ist sie mehrentheils mager; in den Ebenen um Städte und Dörfer herum aber gewöhnlich mit vieler Gewächserde gemengt. Sie verlangt nicht sehr hitzigen, sondern mehr kühlenden Dünger. Feuchte Witterung ist ihr auch zuträglicher als anhaltende Dürre. An einigen Gegenden, besonders wo sie an die unter ihr und über ihr liegende Schichten angrenzt, führt sie Thon in ihrem Gemenge, der ihr in Rücksicht auf Fruchtbarkeit Vorzüge ertheilt. Da sie sich mehrentheils sehr weit ausbreitet, so ist es bey ihr besonders nöthig, daß man nicht bloß auf das allgemeine Lager, sondern vorzüglich auch auf die besondern Schichten und deren Gehalt genau Achtung giebt, die dieses Lager ausmachen, und die man zu bearbeiten hat. In Gründen ist sie oft mit vielen andern Erd- und Steinarten, die als kleinere und größere Geschiebe oder als ein besonderer Schlamm zu betrachten sind, theils überzogen, theils gemengt, und die nicht selten einen starken Einfluß auf Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit haben.

7. Auf diesem Sandlager liegt wieder eine Thonschicht, die etwas mächtiger und ausgebreiteter ist, als es diejenige war, die oben Nr. 5. unter demselben bemerkt wurde. In der Nähe des Sandes

ist

ist diese Thonschicht roth, leicht zu bearbeiten, und liefert gute Erndte; in der Mitte ist sie zähe, fett, und mit größern Schwierigkeiten zu bearbeiten; in der Höhe ist sie bereits mit fettem Kalk gemischt und gemengt, mehrentheils gelb oder grau von Farbe, und macht hier einen fruchtbaren Mergelboden.

8. Nun folgt in der verschiedenen Hauptschicht oder Lager unserer Erdrinde abermals ein sehr mächtiges Kalklager, welches sich von dem obigen Nr. 3., das unter dem Sandlager war, in Rücksicht auf Fruchtbarkeit gar sehr und vortheilhaft unterscheidet. Es bestehet zunächst aus dem zurückgelassenen Schlamm, den vormals in unsern Gegenden stehende Meere, die nun abgezogen sind, hier abgesetzt haben. Dieses Kalklager enthält eine große Menge von versteinerten Seethieren und deren Theilen, besonders von Muschelschaalen. Ganze Strecken, hohe Hügel und Berge und weitläuftige Lager bestehen nicht selten aus lauter Versteinerungen oder aus Muschelkalk. Da hier also weit mehr Fettigkeit und weit mehreres von jenen nunmehr versteinerten Thieren noch zurückgebliebenes Brennbare angetroffen wird; da man nur äußerst selten eine Spur von Metallen oder vitriolischen Salzen darin bemerkt; so ist es kein Wunder, daß dieses Kalklager für dem vorigen in Rücksicht auf Fruchtbarkeit so große Vorzüge hat. Was man von der vortheilhaften Benutzung der steinigen, dürren, oft so mager scheinenden Kalkberge und deren oft so steilen Abhängen zum Weinbau, Obst-, vorzüglich Kirschenbau, zur Esparsette ꝛc. theils höret, theils lieset, beziehet sich nur auf dieses letztere Kalklager; und diejenigen würden sich sehr betrügen, die dasjenige, was ihnen von diesen Kalkgebirgen erzählt wird, auf jene anwenden wollten.

9. Ueber dem letzten hier beschriebenen Kalklager trifft man bisweilen, in einigen Ländern mehr, in

andern weniger, noch hohe Gebürge und Kuppen an, die aus schwarzen, sehr festen, mit etwas Eisen und Kalk gemischten Steinen bestehen, die man Basalt nennt. Der gemeine Mann nennt sie gewöhnlich schwarze Neckersteine. Das von diesen Basaltkuppen abgerollte Geschiebe hat oft ganze Felder und Ebenen in der Nachbarschaft derselben bedeckt. Sie geben im Allgemeinen einen fruchtbaren Boden ab. Nur ist ihnen ihre Lage auf hohen Bergen oder steilen Abhängen, und überhaupt das Klima nachtheilig. Die Steine, die den Boden mit ausmachen, dürfen weder ganz aufgelöst, noch zu groß seyn. Völlig aufgelöster reiner Basalt pflegt mehrentheils einen grauen, sehr zähen und scharfen Thon zu hinterlassen, der am vortheilhaftesten in seiner Schärfe und in seiner bindenden Kraft durch viele zurückgebliebene kleinere Basaltsteine gebändiget wird. Sind die Steine zu groß, so hindern sie die Bestellung, und müssen abgelesen werden. Basaltsteine halten, wegen ihrer Härte und Dichtigkeit, die Nässe weit länger auf ihrer Oberfläche, als andere Steinarten, die sie nach und nach einsaugen. Ihr Boden ist daher mehrentheils feucht, und verlangt trockene warme Witterung. Man hat auch bemerkt, daß in ihrer Nachbarschaft und unter ihrem Boden mehrere Quellen als an andern Orten angetroffen werden, die zu ihrer Feuchtigkeit auch das ihrige beytragen. In sehr heißen und trockenen Sommern haben diese Basaltsteine auch noch den Vorzug, daß sie die den Tag über eingezogene Hitze länger als andere Steinarten erhalten, und in der kühlen Nacht die daran stehenden Gewächse erwärmen, so wie sie auch den des Nachts gefallenen Thau und die damit verbundene Kühle eine längere Zeit des Tages behalten, und die Gewächse in den vormittäglichen heißen Stunden damit erquicken. Daß ihr innerer Gehalt bereits zur Fruchtbarkeit vieles beytra-

ge,

ge, kann man vorzüglich noch daraus sehen, daß diejenigen Flüsse und Bäche, die aus Basaltischen Gegenden kommen, durch ihre Aufschlagung auf Wiesen, oder durch die Wässerung damit, weit nützlicher sind, als die Gewässer aus sandigen oder kalkigen Gegenden. Wo zwey Flüsse sich mit einander vereinigen, deren einer aus einem Basaltgebirge und der andere etwa aus einem Sandgebirge kommt, kann man, wenn man die Wiesen, die in der Nähe des Zusammenflusses liegen, mit beiden wässert, den auffallenden Unterschied sehr leicht bemerken.

10. Bey diesen Hauptschichten muß man noch bemerken, daß man bey Untersuchung derselben nie im Allgemeinen, wie es hier zur Ersparung des Raums hat geschehen müssen, stehen bleibe, sondern daß man jede einzelne, besondere, oft sehr schmale Schicht, die sich nicht selten mehr oder weniger von den andern zu ihrer Hauptschicht gehörigen Schichten unterscheidet, genau untersuche; daß man besonders auf die Grenzen der Hauptschichten genau Achtung gebe, wo sie sich gemeiniglich in einander verliehren, vermischen und vermengen, und dadurch für die Gewächse einen sehr fruchtbaren Boden abgeben. Bisweilen wechseln an diesen Grenzen noch oft einzelne schmale Schichten bald von der einen, bald von der andern Hauptschicht mit einander ab, wodurch man sich in seinen Untersuchungen nicht irre machen lassen darf; daß man insbesondere die Untersuchung nie vergesse, ob etwa besonderes kleineres oder größeres Geschiebe oder Schlamm, den die vormals abziehenden in größerer Menge noch vorhanden gewesenen Gewässer hie und da abgesetzt haben, die ursprüngliche Schicht überzogen oder bedeckt, oder auch wol ganze Hügel davon aufgesetzt habe. Dadurch ist mehrentheils ein kiesiger Boden entstanden, von dem man im Allgemeinen nie sagen kann, ob er fruchtbar oder unfruchtbar sey. Es

kommt

kommt alles auf seine Gemengtheile, auf deren Gehalt, mehrere oder mindere Auflösung, Lage und auf bereits vorhergegangene Cultur an; dieses letztere darf bey allen vorhergegangenen Schichten nie aus den Augen gesetzt werden. *)

Zweyter Abschnitt.
Von der Verbesserung des Bodens.

Erstes Capitel.
Von der Verbesserung des Bodens durch Vermischung verschiedener Erdarten.

1. Der ursprüngliche Boden, man mag nun entweder auf besondern Gehalt desselben, das ist auf Thon, Sand oder Kalk sehen, oder auf einzelne Erdschichten dabey Rücksicht nehmen, muß verbessert werden, wenn er zum Ackerbau geschickt seyn soll.

2. Dieses geschiehet theils durch Vermischung desselben mit andern verschiedenen Erdarten, theils durch Düngung, theils durch die Bearbeitung desselben.

3. Kalkfelder werden mit Thon, thonige Felder mit Kalk, Gyps und Sand, sandige und kiesige Felder

*) Von den besondern Hauptschichten unserer Erdrinde, deren Entstehung und Gehalt, ist näherer Unterricht in der XIX Abth. dieser compendiösen Bibliothek, nemlich in dem Mineralogen, zu erwarten. In dem IIten Hefte desselben, in dem Aufsatz über die Thalbildung, kömmt manches hieher gehöriges vor.

der mit Kalk und Thon oder Mergel, welches eine Mischung von beiden ist, verbessert.

4. So geschwind sich dieses sagen läßt, mit so vielen Schwierigkeiten ist die Ausführung verbunden. Bald sind die verschiedenen Erdarten, die man vermengen will, zu weit von einander entfernt. Bald kosten die Fuhren, die dazu nöthig sind, mehr, als der davon zu hoffende Vortheil erwarten läßt; bald fehlt es an der nöthigen Zeit, die man darauf verwenden muß; bald ist es zu einleuchtend, daß andere Verbesserungsarten viel zweckmäßiger sind, als diese vorgeschlagene Vermengung und Vermischung verschiedener Erdarten, besonders wenn die Sache im Großen vorgenommen und ausgeführet werden soll.

5. Man bleibt daher auch mehrentheils nur bey kleinern Versuchen stehen. Man verbessert etwa nur ein ganz kleines Stückchen Land, einen Garten oder sonst einen nahe und bequem gelegenen Acker auf diese Weise; oder man wählet nur die kräftigsten Erdarten in geringern Portionen zu diesem Zweck, (welches letztere unterdessen schon unter die Verbesserungen mit Düngung gerechnet werden muß). Z. B. man zerstößt den festen und fettesten Kalk, und streuet ihn doppelt oder dreyfach so stark als den Saamen und mit diesem zugleich auf thonige Felder, oder man bedienet sich dazu des Gypses; oder man streuet gebrannten und wiederum zerschlagenen Leimen auf kalkige oder sandige Felder ꝛc.

6. Wo unterdessen alle oben Nr. 4. bemerkte Schwierigkeiten wegfallen, kann man durch Vermischung verschiedener Erdarten seinem Boden nach und nach eine überall gleiche Empfänglichkeit für fruchtbarmachende Materien verschaffen. Eine vorhergegangene Untersuchung, wo man die verschiedenen Erdarten am nächsten antrifft, trägt überaus viel zur Er-

leichterung des Geschäfftes bey. Nicht selten liegt z. B. an der Gränze der Sandfelder eine Thonschicht, oder nicht weit von dieser ein Kalklager. Am leichtesten wird die Sache, wenn man nicht sehr tief, vielleicht nur einen Schuh tief unter dem Boden, den man bearbeitet, eine Schicht von verschiedener Erdart antrifft. Z. B. unter dem leichtesten magersten Sand liegt oft eine fette und zähe Thonschicht, die in dieser Lage den Sandboden noch verschlimmert, wodurch das darauf stehenbleibende Wasser den Boden sauer macht. Wird diese Thonschicht hervorgebracht und mit dem Sand vermischt, so ist dem Boden überall geholfen; unter dem thonigen Boden liegt oft eine Sandschicht, oder Kalk, oder Mergel, wo man entweder nur tiefer pflügen oder mit dem Grabscheit nachhelfen darf.

7. Diese tiefer liegende oder sogenannte Jungfererde wird freylich in den ersten Jahren den Boden, den man dadurch zu verbessern glaubte, verschlimmern. Sie war bisher der Sonne, der Luft, dem Regen, dem Schnee, dem Frost, und überhaupt der Witterung, die so viel zur Fruchtbarkeit des Bodens beyträgt, nicht ausgesetzt. Nur durch öftere Bearbeitung wird dieser Fehler verbessert. Ueberhaupt darf man bey Vermengung der verschiedenen Erdarten nie vergessen, daß es auf eine bloße nur grobe Vermengung der verschiedenen Erdarten nicht ankomme, die oft mehr schädlich als nützlich ist, sondern daß man eine innige Vermischung der verschiedenen Erdtheilchen abwarten, und durch eine unermüdete Bearbeitung des Bodens dazu behülflich seyn müsse, wozu oft mehrere Jahre erfordert werden, ehe die geschehene Verbesserung ansehnlich belohnet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweytes Capitel.

Von der Verbesserung des Bodens durch Düngung; insbesondere von den Düngungsarten überhaupt.

1. Jede Düngung, die den Boden verbessern, oder welches einerley ist, dessen Fruchtbarkeit vermehren soll, muß entweder Oel, oder Salz, oder welches das beste ist, beides zugleich, enthalten. Zu der ersten gehören die fetten, zu der zweyten die scharfen, und zur dritten die gemischten Düngungsarten.

2. Fette Düngungsarten machen die Hauptsache aus. Alle Pflanzen haben Oel in sich. Ihr Vermögen zu verbrennen, selbst ihre Säfte, die sich bald als Gummi bald als Harz darstellen, beweisen dieses. Jeder Saame, der im Kleinen die künftige Pflanze in ihrer Grundlage eingeschlossen enthält, ist öliger Natur. Dem jungen Keim ist also eine ölige Feuchtigkeit zu seiner ersten Nahrung bestimmt, und der Saame ist des Keimens unfähig, wenn sein Oel durch die Zeit verlohren oder ausgetrocknet ist *).

3. An und für sich ist das Oel unterdessen, so lange es nicht aufgelöset wird, unfruchtbar. So, wie es in seiner reinen Gestalt ist, kann es nicht in die Gefäße der Pflanzen eindringen, sich nicht darin bewegen, noch zur Nahrung derselben verwendet werden. Gewächse, die mit Oel begossen, oder in Oel gesetzt werden, verderben schnell. Sobald aber das Oel das Vermögen bekommt, sich mit dem Wasser zu vermischen, so wird es fruchtbar. Dieses Vermögen ertheilen dem Oele die Salze, vorzüglich die laugenhaften

*) Medikus von den ächten Mitteln der Fruchtbarkeit, in der Auserlesenen Sammlung vermischter ökonomischer Schriften, 1ter Band von Johann Riem. Dresden 1790. S. 345.

haften Salze. Es wird dadurch in unendlich feine Theile verdünnt, und in den Stand gesetzt, in die feinsten Gefäße der Pflanzen einzudringen, und daselbst zur Nahrung verwendet zu werden.

4. Scharfe Düngungsarten oder Salze sind also zur Verbesserung der Felder eben so nothwendig, als fette oder ölige Düngungsarten. Salz ist zwar eben so wie das Oel an und für sich im höchsten Grade unfruchtbar. So lange es seine salzige Natur behält, es mag nun aufgelöst oder nicht aufgelöst seyn, ist es der Fruchtbarkeit schädlich, indem es den Pflanzenbau zertrennt und zerstöret. Die Erfahrung aller Zeiten stimmt damit überein. Von je her hat man das Salz als ein Bild der Unfruchtbarkeit betrachtet. Gewächse, die mit verdünntem Salzwasser begossen werden, werden gelb und verdorben. Ganz anders verhält sichs mit dem Salze, sobald es mit Oele vereinigt ist. Alsdenn ist es als Auflösungsmittel über alle maaßen nützlich. Es vermehret zwar die Theile, die die Fruchtbarkeit ausmachen, nicht; es löset sie aber auf, und macht sie wirksam. Freylich kann man es nun nicht mehr Salz nennen, denn seine scharfen Theilchen sind durch die Theile des Oels so gebunden und eingewickelt, daß es den Gewächsen nicht mehr schaden kann *).

5. Ein nachdenkender und vernünftiger Landwirth wird hiernach leicht beurtheilen können, wie und in welchem Maaß er nun sowohl durch fette als durch scharfe Düngungsarten seinen Boden verbessern kann. Er hat nur nöthig, daß er die verschiedenen Düngungsarten nach ihrem Gehalt und ihren Wirkungen kenne.

6. Zu den gemischten Düngungsarten gehöret vorzüglich der Mist, der aus dem Abgang der Thiere gesammelt wird, der deswegen schon für vielen andern

*) Ebendaselbst S. 349.

dern vorgeschlagenen sogenannten künstlichen Düngungsarten den Vorzug hat, weil darin die Mischung des Oeles und des Salzes bereits in den Eingeweiden der Thiere vorgegangen ist, und noch mehr durch die Gährung auf dem Dünghaufen im Viehhofe befördert wird. Mancher Mist enthält unterdessen mehr fette, ein anderer mehr scharfe Theilchen, weswegen er in dem ersten Fall zur fetten und im zweyten zur scharfen Düngungsart gerechnet werden kann. Der Landwirth muß daher auch aus diesem Grunde den verschiedenen Gehalt des Mistes in Rücksicht auf die Thiere, die ihn liefern, und dessen verschiedene Wirkungen kennen.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Heft.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Landmann oder compendiöse Bibliothek alles dessen was einem deutschen Bauer oder Landwirth zu wissen nütze und gut ist

Bd.: 3.

Göttingen 1795

Enc. 18-1,3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400341-0
VD18 80386210-001